

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339508](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339508)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der Vereinsmichel.

(Mit zwei Abbildungen.)

„Und ich sage Dir noch einmal, alter Freund, das leichteste Handwerk ist den heutigen Burschen zu schwer. Federfuchser, Tintenklekser, Papierschwierer wollen sie alle werden, keiner will mehr den Hammer oder den Hobel in die feinen Hände nehmen. Den Herrn wollen sie spielen, und schämen sich des Schurzjelles und der schwierigen Hände. Gott aber sei's geklagt! Da laufen sie durch die Straßen mit ihren großen Ledermappen unterm Arm, als wären sie Advokaten oder so etwas; dabei tragen sie geflickte Röckchen und abgetretene Schuhe, was ja bei wirklichen reichen Herren auch vorkommt. Doch wenn so ein Millionär mit schäbigem Rock und Holzschuhen über die Straße geht, so thut der es, um, außer dem Gelbe, noch etwas ganz Besonderes vor den anderen Herren voraus zu haben.

„Die Schreiberherren natürlich suchen schon mehr fein einherzugehen, und wenn sie das mit ihren 50 Pfennigen Tagelohn erreichen wollen, müssen sie zu Hause mit Kartoffeln und Salz fürlieb nehmen. Das Wirtshaus müssen sie doch à la Herrenmode auch besuchen, müssen stundenlang darinnen sitzen, um beim Karten- oder Billardspiele ihr Bier zu gewinnen, und so essen, trinken und rauchen sie sich gar oft noch die Schwindsucht an den Hals.

„Im Vorzimmer eines Notars, des Advokaten, oder der Gerichtsstube spielen sie den Kammerdiener, Laufburschen, Ofenheizer, und was noch mehr! Aber stolz sind sie darauf, so stolz wie die verblendeten Eltern es auf sie sind. Verächtlich blicken sie dabei auf das Handwerk herab, verächtlich auf die Lehrlinge, wie der Herrenhund auf des Schäfers „Bacan“. Gott bessere es! Na, nichts für ungut, alter Freund, ich habe gerade Dich nicht damit treffen wollen, aber heraus mußte es einmal, denn so etwas könnte einen ehrsamem Handwerksmeister zum Ersticken bringen!“

Bei diesen Worten war der alte Schreiner Hobel aufgestanden und hatte dem Schlossermeister Ehrlich die Hand gereicht. Dann klopfte er seine Pfeife aus und verließ nach allen Seiten nickend und grüßend die Wirtsstube.

Dem Schlossermeister Ehrlich war es mit seinem einzigen Sohne Fritz ergangen, wie es

schon so manchem Handwerksmanne ergangen ist und so manchem noch ergehen wird. Von all den Funken, die der Hammer aus dem glühenden Eisen schlug, von all den Spänen, welche unter der harten Feile vom Stahle fielen, verwandelte sich mancher in reines Gold, einen Schatz, auf welchen der biebere Ehrlich stolz sein konnte, er war ja die Frucht treuer, angestrengter Arbeit. Der Schlossermeister hatte mit nichts als seinen starken Armen angefangen, und war ein wohlhabender Mann geworden. Wie oft rief er seufzend auf: „Ja, wenn ich als junger Meister noch ein kleines Kapital in Händen gehabt hätte, stünde ich und mein Geschäft heute anders da!“ Solche Worte schien er aber mit einmal ganz vergessen zu haben, sonst würde der Teufel des Hochmutes ihm nicht haben einflüstern können, aus seinem einzigen Sohne einen Herrn zu machen.

Gründe zu einem solchen Sinneswechsel findet man ja so häufig als Schnafen am Wasser oder Mücken auf einem unsaubern Eßtisch. Bei dem einen hat das Handwerk seinen goldenen Boden verloren, bei dem andern ernährt es kaum noch den Mann, umso weniger Frau und Kinder! Der eine erlahmt vor der Konkurrenz, ein anderer unterliegt dem Konkurs! Alles spricht heute so wegwerfend vom Handwerk, daß es nicht Wunder mehr nehmen darf, wenn daselbe bei den heranwachsenden Söhnen in Mißachtung kommt, und nur noch die Dümmlsten als gut genug befunden werden, ein solches zu lernen.

Das Handwerk aber ist wie ein reicher und mächtiger Mann: es will geehrt werden, wenn es was herausgeben und seinen Mann ernähren soll. Das Handwerk ist aber auch wie ein junges, verliebtes Mädchen: es ist eifersüchtig und verlangt seinen Mann ganz für sich, verlangt ihn von der Jugend an bis zum Alter.

Es erkennt daher nicht den als Meister an, der als Lehrling an der Hobelbank, am Drehstuhl, am Ambos den Tag über nur nachdenkt, was er am Abend für leichte und lose Streiche ausführen will; der, kommt endlich die Feiertunde, nicht schnell genug seine Cigarette anbrennen und leichtfertigen Vergnügen nachlaufen kann, und dann am andern Morgen schläfrig und matt wieder an der Werkbank steht; der schon nach ein oder zwei Jahren seinem Meister

davonläuft, als Eckensteher und Thunichtgut seine Jugend verbringt, um schließlich, wenn ihm das Wasser bis zum Munde reicht, oder wenn ein braves Mädchen ihm nur als Gattin unter der Bedingung angehören will, wieder zum halberlernten Handwerke greift und nun fordert, daß es ihn reichlich ernähre! Auch ein solcher will Meister sein, ist und bleibt aber nur ein Pfscher, wie seine ganze Jugend nur Stüd- und Pfschwert war: Meister ist nur, der was kann!

Fritz Ehrlich hätte ein tüchtiger Meister werden können, es waren alle Vorbedingungen da: ein solides, gangbares Handwerk, ein tüchtiger Vater als Meister und Vorbild, das nötige Geld um dem Handwerk eine feste Unterlage zu geben. Er sollte aber studieren: erstens, weil es der Lieblingswunsch der Mutter war; zweitens, weil der Vater halt auch gern etwas **Gichtdiertes** im Hause gehabt hätte; drittens, und das war der Hauptgrund, weil der Fritz den Blasbalg nicht ziehen, und lieber sich auf den Windbeutel legen wollte; weil er sich feuersehen zeigte und lieber in der Herrenwelt sich die Finger verbrennen wollte als am Schmiedeherd.

Gelegenheit zum Studieren findet man ja in unserm Elsaß auch genug, denn da giebt es so viele Hoch-, Halbhoch- und gehobene Schulen als Zuder- und Mandelstücken auf einem **Nupfsuchen**. Wenn es eben noch so viel tüchtige Handwerksmeister gäbe, als bebrillte und unbebrillte höhere Schulmeister, so stände es gewiß auch um unsere Handwerke besser.

Mit dem Studieren ist es nun ein gar eigentümliches Ding; dazu gehört etwas mehr als guter Wille allein. Das erfordert in erster Linie einen Gelbbeutel, so dick, als wenn er die Wassersucht hätte, sonst bleibt man trotz aller Freistellen und Staatszuschüsse ein gar armseliges Studentlein, ein leichter Schwimmer, den höchstens ein reiches Mädchen vorm Ertrinken retten kann. Dazu gehört ferner eine kräftige Gesundheit und ein scharfer Verstand, der mehr leisten kann als schöne Buchstaben aufs Papier zeichnen, und, mit der Betonung eines Predigers, den Kalender laut vorlesen zu können; dazu muß allerdings noch der feste Wille kommen, der Wissenschaft wegen und um ein tüchtiger selbstloser Mann werden zu können, zu studieren und nicht um einmal ein feines Plätzchen zu bekommen und ein leichtes Leben führen zu können. Da wäre es besser der Fodel bliebe als solcher auf seinem Dorfe, bei seinem lieben Vieh, statt als Jakob oder Jacques den Herrn zu spielen; da wäre es besser der Seppi setzte sich auf den Kutscherbock oder auf den Schneidertisch, statt als Pfarrer

oder Lehrer auf der Kanzel oder dem Katheder zu stehen!

Des Schlossermeisters Fritz war also auf die Hochschule gekommen, die er aber mit vierzehn Jahren bereits absolvierte, d. h. wieder verließ. Im Schreiben, Turnen und Singen brachte er stets die besten Zeugnisse nach Haus, während im Kopfrechnen er schwach, in Latein und Griechisch sogar schlecht war. Es gefiel ihm gleich in den ersten Klassen so gut, daß er beschloß in jeder zwei Jahre zu bleiben. Da er aber bei einer solchen Sechsfachigkeit 28 Jahre alt geworden wäre auf der Hochschule, seine Lehrer und Eltern fürchteten, er möge noch mit Frau und Kindern die Bänke abtzen, beschloßen Vater und Mutter ihm eine feinen Zeugnisse entsprechende Stellung zu geben, und ließen ihn Schreiber beim Notar des Städtchens werden. Da fand seine Schrift Anerkennung und wurde mit 50 Pfennigen täglich bezahlt. Da aber seine Noten in Turnen und Gesang nicht minder gut waren, so nahmen ihn Turn- und Gesangverein freudig auf, und Fritz Ehrlich wurde von heute auf morgen, aus einem dummen Schuljungen der beliebte und gesuchte Herr Fritz. Wer aber wie unser neugeborener Vereinsbruder mit fünfzehn Jahren Mitglied eines Vereines wird, der hat die besten Aussichten ein recht altes Vereinsmitglied zu werden, es zu hohen Ehrenstellen darinnen zu bringen, was in der heutigen geselligen Welt von ganz unschätzbarem Werte ist.

* * *

Fritz Ehrlich führte nun ein Schreiberleben, wie es Hunderte von Jünglingen in der Groß- und in der Kleinstadt leben, ein Mittelbing zwischen Tagelöhner- und Gelehrtenstand. Wie die Tagelöhner müssen sie ihre Achtsundenarbeit verrichten, von den Gelehrten haben sie oder geben sie sich den äußeren Anstrich, haben nach Außen so ziemlich alles ihm abgezuckt, außer der Bescheidenheit. Auch ihre Lebensweise ist meistens nur ein Mittelbing zwischen Kind und Mann. Unbesorgt um die Zukunft pflücken die meisten vom Baume des Lebens die unreifen Früchte, verschlagen sich ihre Zähne daran, oder verderben sich auf zeitlichen den Magen. Der Zucht ihrer Eltern, ihrer Geistlichen, ihrer Lehrer sind sie längst entsprungen und werfen stolz mit Worten und Redensarten um sich, die sie meistens nicht verstehen, die aber zeigen sollen, daß sie starke Geister geworden sind, in Wirklichkeit aber nur beweisen, daß sie leichten Kram in recht großen Dickschädeln haben. Die meisten von ihnen setzen ihre Hoffnungen auf das Soldatenleben und die

damit verbundene Brotschnalle. Gewandt in der Feder, wollen sie bald Unteroffizier, Sergeant, Feldwebel werden, Civilanwärter, und dann in die höchsten Stellen des Subalterndienstes eintreten. Ja, wenn das nur so leicht und so schnell ginge, und wenn nur alle zwei Jahre auch so eine kleine Pest oder Cholera ihnen zulieb käme, um die vielbegehrten und vielumworbenen Stellen von den jeweiligen Inhabern zu befreien! Wer nur darauf warten muß, um ein Mann zu werden, um eine Familie gründen zu können, der kann sich vorher noch graue Haare wachsen sehen, der mag sich ein Thränenrüglein kaufen, um sein verpfushtes Leben zu beweinen. In seinem Innern beneidet er dann den früher verachteten Handwerksmann um sein sicheres Brot, seine blühende Familie, sein Haus und Gärten, und den saftigen Braten, der des Sonntags auf dem Tische dampft.

Fritz Ehrlich machte sich um die Zukunft keine Sorgen: Das Haus seiner Eltern war seine Burg, der Tisch seines Vaters seine Stärke und Hoffnung. Ihm bot die Gegenwart ja Heiteres genug, und der ganze Himmel hing ihm jahraus, jahrein voller Vaszgeigen. Uebertkam ihn zuweilen in der dumpfen Schreibstube die Langeweile, so laute er an seinem Federhalter und schaute den Späßen auf dem Nachbardache zu. In solchen Augenblicken erklang ihm dann wie Engelsstimmen der Ruf seines Brotherrn, der ihm Aufträge, der ihm freien Lauf gab. Und mit den Aufträgen des Notars besorgte Fritz auch die Angelegenheiten seines Vagens, und wußte stets, wo die Mutter etwas Gutes für ihn aufbewahrt hielt. Während dann der Vater brummend auf den Ambos schlug, daß die Funken weit umherspritzten, laute sich Fritz behaglich die Langeweile weg, denn das Essen soll eines der besten Mittel dagegen sein.

Die Abende verbrachte Fritz Ehrlich nur selten zu Hause. Zweimal in der Woche mußte er den Turnverein, zweimal den Gesangverein besuchen. Die andern Abende mußte er sich bei einem kleinen Spielchen im Wirtshause erholen. Daß nach den Turn- und Gesangübungen man noch ein Glas Bier oder zwei trank, um den Staub hinunterzuspülen oder die ausgefungene Kehle anzufeuchten, ist ja ganz natürlich. Die Zeit spielte dabei keine Rolle; es konnte elf oder zwölf Uhr werden: die liebende Mutter hat noch immer für einen Hausschlüssel gesorgt, und der arbeitsmüde Vater hat, Gott sei Dank, noch immer einen festen Schlaf. Wird dann das Gesicht im Tabaksqualm hübsch grau oder gelb angeraucht, verlieren die Augen den Jugend-

glanz, so muß natürlich das Stubenhocken daran Schuld sein, oder man sieht es schließlich gern, dem Sohne stehe ja das Blasse gut, es mache ihn so interessant!!

Fritz Ehrlich hatte nicht nötig sein Biergeld beim Karten- oder Würfelspiel zu verdienen, wie so mancher andere arme Schlucker, der von seinen 50 Pfennigen täglich 40 Pfennige als Kostgeld den Eltern abgeben muß: er durfte das Geld ganz für sich behalten, obgleich der Vater oft genug brummte über den großen Bengel, den er noch immer auf der Schneider- oder Schusterrechnung stehen sah, der ihm noch immer im Brotkorbe lag. Dann aber kamen auch wieder Zeiten, wo der alte Ehrlich stolz auf ihn sein durfte, wenn z. B. im Anzeiger des Städtchens, der sich stolz „Zeitung“ nennt, geschrieben stand, daß Fritz Ehrlich, der Sohn des wackeren Schlossermeisters, den ersten Preis beim Schauturnen erhalten habe; oder wenn da gedruckt stand, daß besonders das von Herrn Fritz Ehrlich gefungene Solo alle Herzen entzückte! Das waren Artikel, die der Schlossermeister drei-, viermal seiner Frau vorlesen mußte, das sind so Artikel, die den jungen Leuten und den Eltern den Kopf verdrehen.

Am meisten entzückt von den Gesangsleistungen des Fritz war Gretchen Hammer, die Tochter eines verstorbenen kleinen Beamten, ein braves, stilles Mädchen, das mit ihrer Mutter im Städtchen ein bescheidenes Leben führte. Gretchen hatte ihren Fritz, wie sie ihn im Stillen nannte, in der Tanzstunde kennen gelernt, und die Bekanntschaft wurde seitdem auf jedem Turnball, bei jedem Tanzvergnügen im Gesangverein erneut und befestigt. Täglich ging Fritz wenigstens einmal mit der Mappe unterm Arm, oder dem Stock in der Hand, an ihrem Fenster vorbei, grüßte vergnügt zu ihr hinauf, und sah, wie sie erröthend ihm wieder zunickte. Gretchen hatte außer ihrem frischen Gesichtchen auch einige Tausend Mark Vermögen, in guten Staatspapieren, ein Umstand, der die Liebe im Herzen nur feuriger und ausdauernder machen kann.

Fritz Ehrlich war so mit Schreiben, Turnen und Singen zwanzig Jahre alt geworden, das Vaterland wollte nun auch etwas von ihm haben, und eines Tages zog man ihm zweierlei Tuch an, setzte ihm einen Helm auf und... der Fritz war Soldat. Vorher war er so vorsichtig gewesen, sich noch im Stillen mit Gretchen zu verloben, seine Eltern und die Mutter des Mädchens gaben ihren Segen dazu, und so konnte er ruhig auf zwei Jahre das Städtchen

und sein Mädchen verlassen. Der Notar, der ihm anfangs mit 1 Mark, später mit 2 Mark täglich seine Dienste belohnt hatte, versprach ihm, ihn nach geleisteter Dienstzeit mit 3 Mark täglich anzustellen, denn die der Staat als Mann entlasse, könne man nicht mehr wie Jünglinge bezahlen, und denen müsse man auch den Grund legen, worauf sie ihr Haus bauen können, was vom Notar sehr edel gedacht war.

Den zwei Verliebten erschien nun der Himmel noch reiner, die Zukunft noch rosiger als vorher, und die kleine Wolke, die sie für längere Zeit von einander trennte, machte wohl etwas nasse Augen, konnte aber ihre frohe Zuversicht nicht trüben. Ihre Hoffnung sollte auch nicht getäuscht werden. Zwei Jahre lang kam jebe Woche ein Brief von Fritz an Gretchen, und in jedem Briefe stand zum Schluß ein Rechenexempel: Fritz zog immer weitere acht Tage von den vielen Tagen der Trennung ab, und endlich stand die Rechnung an der Spitze des Briefes und die Worte: „Freue Dich, Herzlieb, noch 8 Tage, und dann bin ich wieder zu Hause und bei dir!“

Gretchen hatte aber auch regelmäßig ihrem Fritz Worte des Trostes und der Aufmunterung geschickt, und damit der Körper nicht leer ausging, kamen von der guten Mutter Ehrlich allwöchentlich Pakete an mit handgreiflichem Troste, und auf einem Papierbogen stand es in großen, etwas eifigen Buchstaben, daß das Mutterherz noch wärmer fühle, wie das einer Braut, und nicht geringere Sehnsucht nach dem Kinde, wie jene nach dem Bräutigam hatte. Der Vater aber fügte den warmen Ermahnungen, und um denselben mehr Gewicht zu geben, stets einige harte Thaler der Sendung bei. Unter solchen Umständen gestaltet sich jedes Soldatenleben zu einem ganz annehmbaren...

Da eines Tages trat unser Fritz mit gerundeten Wangen und blühender Gesichtsfarbe in das Haus seines Vaters, wo liebende Herzen seiner harrten, wo der Ruf, der in roten Buchstaben, von einem grünen Kranze umgeben, über der Thür prangte, ihm jetzt entgegenscholl: „Willkommen zu Hausel!“

Der alte Ehrlich konnte gar nichts rufen; der wischte sich nur heimlich eine Thräne aus den Augen, die ihm vorher sicher mußte in der Kehle gefessen haben und ihn am Reden verhinderte. Die Mutter hatte ihren Sohn mit beiden Armen umschlungen, als fürchtete sie, der Bezirksfeldwebel wolle den kaum Heimkehrenden schon wieder abrufen. Da ging der Vorhang des Alkoven aus einander: „Fritz!... Gretchen!...“

und die Verliebten flogen einander in die Arme. Das war ein glücklicher, froher Tag, und die Leutchen wollten ihn voll genießen, und saßen bis spät in die Nacht beisammen, machten Zukunftspläne und bauten Lustschlösser.

* * *

Fritz Ehrlich hat Gretchen Hammer zum Altare geführt, und der Geistliche hat den Segen des Himmels auf sie herabgerufen. Sie durften stolz auf ihren Hochzeitstag blicken: der Gesangsverein hatte mit dem Turnverein am Vorabend dem Brautpaare einen Fackelzug und Ständchen gebracht, was das ganze Städtchen auf die Straße lockte. Am Hochzeitstage selbst wurde die kirchliche Feier durch Gesang erhöht, und der Anzeiger brachte zwei lange Spalten voll Glückwünschen und Lob den Neuvermählten. Wie kann nun aber ein so beliebter und gefeierter Mann im Dunkeln bleiben! Es waren kaum einige Wochen vergangen, als es unsern Fritz wieder mächtig in die Vereine zog, so sehr auch Gretchen sich dagegen sträubte. „Ich kann nicht anders!“ hatte er zu ihr gesagt. „Die Vereine haben uns ja so schön geehrt am Hochzeitstage! Das wäre Undank von uns! Nein, Gretchen, es geht nun einmal nicht anders!“ Und sie gab nur ungen nach. „Aber das Turnen wirst Du lassen,“ sagte sie; „das paßt nicht mehr für einen verheirateten Mann. Wie leicht könnte Dir ein Unglück dabei zustoßen! Da sind die Gesangsstunden doch weit ungefährlicher, die kannst du meinetwegen besuchen!“ Fritz versprach es ihr gern und nun flog er wieder allwöchentlich aus dem trauten Familienneft hinaus in die Gesellschaft junger Leute und fröhlicher Genossen. Die Turner erwählten ihn zum Schriftführer, ebenso auch die Gesangsbrüder, so daß er in beiden Vereinen ein einflussreiches Mitglied wurde. Das alles wurde gebührend im Anzeiger bekannt gemacht, doch merkwürdig, Gretchen konnte gar keinen Stolz darüber fühlen, so sehr er auch diesen in ihr zu erwecken suchte. „Deine Vereinskucht gefällt mir nun einmal nicht,“ sagte sie zu ihm, und dabei blieb sie auch.

Von den vielen Vereinen, die im Städtchen waren, — und welches noch so kleine Städtchen hat nicht ein Duzend Vereine? — suchte nun ein jeder eine so tüchtige Kraft, wie Fritz Ehrlich es war, für sich zu gewinnen. Heutzutage muß ein Mann, der nur irgendwie auf gesellschaftliche Bildung Anspruch machen will, mindestens drei oder vier Vereinen angehören. Daß der Versucher bei unserm Fritz leichtes Spiel hatte und

die Arm
g, und
und lebe
n, mach
er.
er zum
den Es
Die d
er Gej
Borab
Ständ
n auf
bt w
höt, m
halten
ermäh
er und
Es w
es un
so se
Ja kan
st. Die
am Ho
el Re
ander!
Über d
das sag
nn. We
zuho
ingef
esugen!
n flo
er
Famil
leute
wäh
ihre
Gejam
n ein
wurde
acht, d
men
in ihr
gefäll
und d
Städte
Städte
achte
ig Chr
tage
schö
stern
der
hatte



nur zu geneigte Ohren fand, ist selbstverständlich. Gretchen wehrte sich dagegen, soviel es in ihrer Macht war, sie schmeichelte, sie schmolte. „Du gehst ja schon,“ sagte sie zu ihm, „wöchentlich viermal in Deine Vereine, genügt Dir das denn nicht? Wo soll ich denn bleiben! Den ganzen Tag bist Du fort auf der Schreibstube, und die Abende willst Du nun auch noch fern von mir zubringen!“ Da strich er ihr freundlich über das wellige Haar und sagte beruhigend: „Du sollst dabei nicht zu kurz kommen, Gretchen! Denke nur an die vielen Vergnügungen, die Dich erwarten im Winter wie im Sommer!“ „Ich mache mir aber aus den vielen Vergnügungen nichts!“ rief Gretchen erregt aus. „Ich habe Dich geheiratet, um ein trautes Familienleben an Deiner Seite zu genießen, um einen sichern Hafen gegen das aufregende Treiben der heutigen Welt zu finden, von dem aus wir auf das stürmende Meer hinausblicken können, ohne uns den tanzenben Wellen anvertrauen zu müssen!“ — „Und die Ehre, Gretchen, die Ehre! bedenke doch!“ rief er begeistert aus. Gretchen nahm sein Gesicht in beide Hände und sagte: „die Ehre, Fritz? Kann es denn für einen Mann eine höhere Ehre geben, als seiner Familie ein Vorbild zu sein, und sein größtes Glück im selbstgegründeten Heim zu finden?“ Fritz errötete und sprach: „Aber, liebes Weibchen, der Mann schuldet sich doch auch dem Ganzen, und Vereine sind für das Allgemeine von der größten Bedeutung. Großes kann nur durch vereinte Kräfte erzielt werden!“ Kopfschüttelnd hatte Gretchen ihm zugehört. Ihr wäre ja am Ende alles Recht gewesen, aber das ewige Alleinsein! In letzter Zeit war er öfters recht spät nach Hause gekommen, und in allzu fröhlicher Laune. Sie antwortete daher mit unterdrückten Thränen: „Ich habe ja nichts dagegen, Fritz, daß Du einem oder zwei Vereinen angehörst; es bleiben mir so dann wenigstens einige Wochenabende, an denen Du bei mir bist; aber zu viel bleibt zu viel, und ein Mann, der so vielen Vereinen angehört, muß körperlich zu Grunde gehen. Ich merke es an Dir, Fritz; Du bist viel aufgeregter, als früher, und morgens liegen oft schwarze Ringe um Deine Augen, und Deine Gesichtsfarbe....“ „Ach, laß mich doch mit solchen Befürchtungen!“ unterbrach sie Fritz ungeduldig; „heutzutage kann man sich diesem Bedürfnisse nicht entziehen, und ich will auch dafür sorgen, daß Du noch Freude an den Vereinen und an den Vergnügungen findest, die sie bieten.“ Eine Zeit lang schwieg Gretchen, dann sagte sie schüchtern: „Hast Du denn auch schon bedacht, daß, wenn

man all den Vereinen angehört, und all die Festlichkeiten mitmachen will, das viel Geld kosten wird? Du verdienst nur drei Mark täglich....“ „So,“ rief Fritz, „und was ich nebenbei verdiene, zählst Du nicht! Dann habe ich Vermögen und Du bist auch nicht ohne Geld....“ „Aber, Fritz,“ antwortete Gretchen, „wir dürfen doch die Ausgaben nur nach der Einnahme berechnen; das Vermögen ist unantastbar, sonst hat die Wirtschaft bald ein Ende! Und dann, Fritz, wir erwarten Familie... wir wollen doch etwas für spätere Zeiten erübrigen!... Denke nur, wenn Du sterben solltest, ich stünde ja hilflos mit dem Kinde da!...“

Fritz lachte hell auf und rief: „Aber, aber, was Du für eine kluge Greta bist! Denkst schon ans Sterben. Wir sind ja erst zwei Jahre verheiratet, gesund... kräftig... wer wird da ans Sterben denken! Wenn wir einmal alt sind, so fliehen uns die Freuden von selbst; dann können wir noch lange genug des Abends beisammen sitzen; dann werden wir froh sein in der Erinnerung, all die frohen Tage unserer Jugendzeit noch einmal mit einander erleben zu können!“

Mit diesen Worten verließ Fritz, ein Liebchen trällernd, die Wohnung und das Haus. Gretchen seufzte tief auf und setzte sich an den Nähtisch, auf dem die kleine Wäsche für den zukünftigen Weltbürger lag.

Fritz hatte seiner Frau nicht verraten, daß er als einen großen Teil seiner Nebeneinnahmen das Kartenspiel betrachtete, dem er sich in letzter Zeit stark hingab. Er spielte gut und vorsichtig, und in den freien Stunden, wenn er müßig oft in der Schreibstube saß, dachte er über den und jenen Kniff nach, wie man auch mit schlechten Karten ein gutes Spiel machen könne, so daß er anderen harmlosen Spielern überlegen und gegen sie im Vorteile war.

Fritz Ehrlich war nach und nach den verschiedensten Vereinen beigetreten. Gretchen sah, daß ihr Bitten umsonst war, und ließ ihn gewähren. Sie fragte nicht mehr, wo er seine Abende zubrachte, oder in welche Vereine er ginge. Gott hatte sie mit einem hübschen Knäblein beschenkt, und der kleine Bursche, mit seinen hellen Augenlein und seinem muntern Wesen füllte allein die große Leere vollständig aus, welche Fritz, durch seine Vereinsucht, im Herzen Gretchens und in seinem Hause geschaffen hatte.

Drei Jahre nach seiner Verheiratung aber hatte Fritz der Ehrenämter im Städtchen gar viele: er war Vorstand des Turnervereins, Schriftführer des Schützenvereins, zweiter Vorstand des Kriegervereins, Kassierer des

Bereins „Eintracht“, Theaterleiter im Jünglingsverein, Mitglied des Bürgervereins „Casino“, Mitglied des Skatclubs, Kassierer des Männergesangsvereins, Festordner des Regelclubs, und Brandmeister der Feuerwehr geworden. Dazu hatte er selbst einen neuen Verein, den Narrenverein, gegründet, der von allen die zahlreichste Mitgliederzahl zählte, dazu gehörten fast alle Mitglieder der andern Vereine, und Fritz Ehrlich war darin der Hauptnarr d. h. „erster Vorsitzende.“

Bei einer so vielseitigen und anstrengenden Thätigkeit, wozu täglich noch die 8 Stunden Schreibstübchens kamen, konnte Fritz nicht viel Zeit seinen häuslichen Angelegenheiten widmen. Ein Spaziergang im Freien nach der langen Arbeit in der Stubenluft, der Genuß der herrlichen, kräftigenden Natur waren für ihn Dinge der Unmöglichkeit geworden; das traute Familienleben, das süße Lallen seines Kindes, die Abende am häuslichen Herde kannte er nicht.... All diese Gefühle und Genüsse wurden in der dicken Wirtshausluft erstickt, und diese zu genießen kostete es noch sein saurererworbenes Geld.

* * *

Mit dem häuslichen Frieden war es bei Fritz Ehrlich unter diesen Umständen vorbei. Der Friede ist wie ein schüchternes Reh: er haßt jedes lärmende Treiben. Kam Fritz spät in der Nacht nach Hause, wagte Gretchen nur die geringste Bemerkung, so schimpfte und polterte er in der Wohnung umher, daß das Kind anfang zu schreien, und die Nachbarnleute die Köpfe zusammen steckten und sich in die Ohren zischelten... Böses? über den Fritz?... Ach, ja nicht? Wer wird etwas über den beliebten, allgemein geachteten Herrn Fritz sagen, wenn der nach seiner anstrengenden Arbeit des Abends ein Glas Bier trinkt! Nein, aber über seine Frau, die ihm das nicht gönnt, über die Duckmäuserin, die nicht unter die Menschen geht, der die Gesellschaft zu gering ist!... Armes Gretchen! so wird der tüchtigen Frau, die ihren Verein in ihrem Hause, und ihre Freude allein bei Mann und Kinde sucht, vorgeworfen, heutzutage die Tugenden einer Hausfrau zu haben!... Und solche Stichelreden bekam auch Fritz in Gesellschaft genug zu hören und glaubte sie schließlich. Die Worte seines Weibes machten nicht den geringsten Eindruck mehr auf ihn. Mürrisch verließ er morgens das Haus, und mürrisch kam er mittags zum Essen. Für seine Frau hatte er nur kurze Worte und kaum noch einen Blick. So sah er auch nicht,

wie Gretchen sichtlich magerer wurde, wie die Rosen der Jugend auf ihren Wangen erloschen. Sie ließ ruhig ihren Fritz den zahlreichen Vergnügungen und Festlichkeiten nachgehen, fragte nicht mehr nach dem wohin? oder woher? und Fritz forderte sie längst nicht mehr auf mitzugehen. Bei solchen Gelegenheiten warf er das Geld förmlich hinaus, und das kleine Vermögen, das ihm seine Frau anvertraut hatte, war schon bedeutend zusammengeschnitten. Schob er beim Regeln einige Male hintereinander alle Keune, traf er auf dem Schießstande das Centrum, erfreuten ihn die Jünglinge durch eifriges Theaterspielübun, so warf er ein Fäßchen Bier; alle Preise, die er errang, kamen ihm teuer zu stehen. Seiner Eitelkeit aber schmeichelte es, der beste Kegler, Turner, Schütze oder Spieler zu sein, ohne daß er merkte, wie er nach und nach auch der beste Säufer wurde.

Der Notar hatte ihm schon wiederholt Verwarnungen geben müssen über seine Nachlässigkeit im Dienste oder sein zu spätes Kommen des Morgens. Aber wenn er bis zwei, drei Uhr morgens in aufregender Gesellschaft zugebracht hatte, konnte er nicht frisch und munter um 8 Uhr schon seinen Dienst versehen. Eines Tages aber drohte ihm der Notar ernstlich mit Entlassung. Das war ein eiskalter Guß, der ihn erschauern ließ und ihm die Augen öffnete. Kleinlaut kam er mittags zum Essen nach Hause: es wollte ihm nicht schmecken, so daß Gretchen besorgt auf ihn blickte und ängstlich fragte, ob er krank sei. Wie hoch steht doch das weibliche Herz an Edelmut und Liebe über dem Manne! War sie nicht auch krank? Hatte er nur einmal sie nach ihrem Wohlfsein gefragt!...

Doch heute blickte er zum ersten Male mit prüfendem Auge auf seine Frau; er erschrad über ihr Aussehen, wie gern hätte er sie an die Brust gedrückt und ihr gelobt, ein anderer Mensch werden zu wollen! Doch sie ermunterte ihn gar nicht dazu. Sie blickte so ernst und so kalt auf ihn, obgleich es in ihrem Innern glühte und schmerzte. Eine tiefe Kluft hatte sich nach und nach zwischen den beiden geöffnet und war immer weiter geworden, und keines wußte, womit sie nun ausfüllen, sie mit ihrer gekränkten Liebe oder er mit seiner augenblicklichen Reue!

An diesem Tage blieb er zum ersten Male seit langer Zeit abends zu Haus. Er hatte sich in die Schlafstube gesetzt und fing an zu rechnen und zu zählen. Gretchen saß in der anderen Stube neben dem Bettchen ihres Sohnes mit einer Hädelarbeit. Je länger Fritz rechnete, um so schwüler wurde es ihm im Kopfe und ersticken

eng im Zimmer. Von den 6000 Mark, die ihm seine Frau in die Hände gelegt hatte, war noch ein Papier über 1000 Mark vorhanden, die anderen hatte er versilbert und in Bier und Wein angelegt. Seine Hände zitterten vor dieser Erkenntnis; er lehnte sich in den Stuhl zurück und schloß die Augen. Es überkam ihn eine brüdenbe Angst, und er fühlte wie sich seine Haare hoben. Plötzlich sprang er auf, schloß das Papier wieder ein und verließ, ohne „Gute Nacht“ zu wünschen das Haus. Er wollte hinaus in die freie Luft, allein mit sich und seinen Gedanken sein. Doch, er hatte noch keine hundert Schritte gemacht, als sich schon einige gute Freunde ihm zugestellten und ihn mitschleppten. Beim Biere vergaß er bald wieder in der lustigen Gesellschaft gute Vorsätze, Staatspapiere, Frau und Kind. „Ich bin nur einmal jung,“ rief er sich ermunternd zu, „ich will meine Jugend genießen!“

Eine zweite Warnung wurde ihm bald wieder: sein Vater, der alte Schlossermeister, starb plötzlich an einer Lungenentzündung, und 8 Tage später folgte die Mutter dem Vater nach. Bei diesem harten Schlage, der ihren Fritz völlig nieberschmetterte, hob Gretchen die Hände zum Himmel und bat Gott, dies alles zum Segen für sie und für ihren Mann gereichen zu lassen. Und es schien, als ob ihr Gebet erhört wurde, als ob Fritz wirklich ernstlich in sich gehen wollte. Er wurde freundlich, lieb, wie er es früher war, und verließ das Haus nur um seinem Dienste nachzugehen. Als einzigem Sohne fiel ihm das Haus, ein paar Aecker und einige Tausend Mark bares Geld als Erbe zu. Sein gedrücktes Gemüt wurde bedeutend erleichtert, und sein Erstes war, das seiner Frau gehörige Geld wieder vollständig zu ersetzen. Er verkaufte die Schmiede und die Aecker, und nun hätte er sorgenlos und frei leben können.... ja, wenn die Trauerzeit, statt Monate, Jahre gedauert hätte.... wenn der böse Geist, der in Bier und Wein haust, das Opfer, das er einmal gepackt hat, so leicht wieder los ließe!

In den ersten Wochen ließ ihn der Versucher unangefochten in seiner Zurückgezogenheit leben: niemand wagte es ihn zu Vergnügungen aufzufordern. Nach und nach aber ging er mit dem einen oder dem andern Kumpan, des nachmittags, bevor er in den Dienst ging, oder wenn er von der Schreibstube kam, in das erste beste Lokal und trank ein Schöppchen. Die Abende verbrachte er stets zu Hause; und als gerade in dieser Zeit Gretchen noch einem Töchterchen das Leben schenkte, gelobte er sich fest das neue

Leben, das er angefangen, auch fortzusetzen, und nur noch seiner Frau und seinen Kindern sich widmen zu wollen. In einem solchen Augenblick des Glückes war es auch, daß er stolz seiner Frau, die von ihr eingebrachten 6000 Mark in neuangekauften Staatspapieren zum Aufbewahren wieder einhändigte, damit sie an der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen und seines festen Willens glaube.

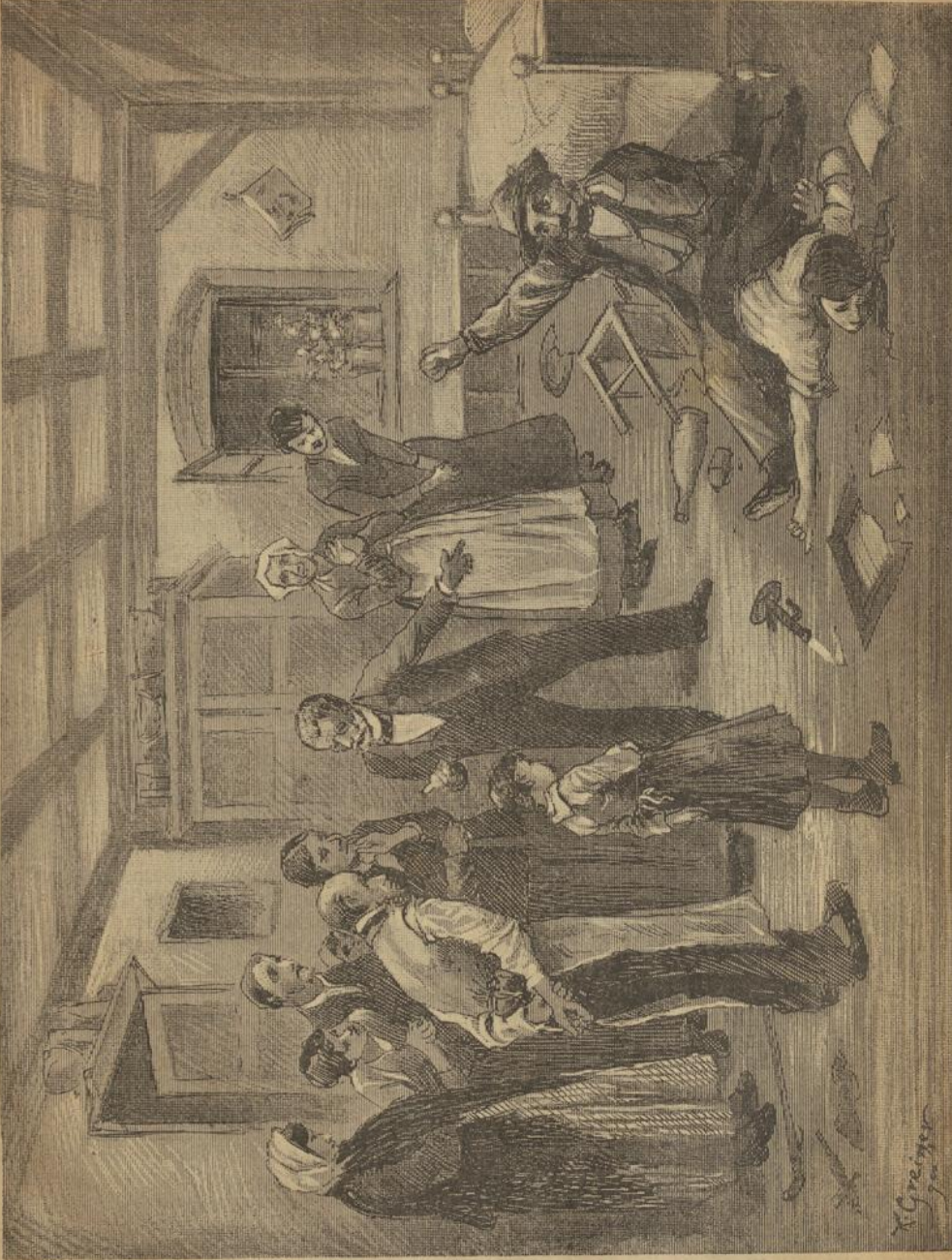
Der Weg zum Verderben aber ist mit guten Vorsätzen gepflastert, und mit dem Gebetbuche in der Hand führt der Teufel den Menschen zur Hölle.

Vergebens hatten die alten Freunde versucht, Fritz Ehrlich wieder zu einem genießbaren Menschen zu machen; er widerstand allen Verlockungen. Den schlimmsten Feind aber hatte er in sich selber. Tage, Wochen lang konnte er standhaft ausharren, ganz ohne Bier und Wein leben. Da aber überkam es ihn ganz plötzlich: der Gaumen brannte ihn, wie Feuer, und lechzte nach Kühlung. Wasser konnte keine Erleichterung geben, selbst Bier oder Wein notdürftig, Schnaps reizte schon mehr, den er auch anfangs mäßig, später aber stärker trank. In solchen Tagen verfiel er eine Unmasse Bier und Wein, zuerst heimlich, dann offen, aber immer nur zu Hause. Gretchen sah ängstlich diesem sich wiederholenden Treiben zu, sie wußte ja nicht, daß das Saufen eine Krankheit werden kann, eine furchtbare, schreckliche Krankheit! Dagegen helfen keine Bitten, keine Vorstellungen, selbst der festeste Wille des Kranken wird vor der inneren Glut schwach und zerschmilzt. Wenn die Zeit herannah, wenn die Kehle anfängt auszutrocknen, wenn die Zunge am Gaumen klebt und eine Fieberhize den ganzen Körper durchströmt, wird Hilfe unmöglich, nur scharfe Getränke können Linderung schaffen. Fritz sah die Thränen seiner Frau, er konnte aber nicht dem Durste widerstehen, er mußte, mußte trinken, und so begab er sich ins Wirtshaus, wo sein Erscheinen mit unbeschreiblicher Freude aufgenommen wurde. Zwei Kameraden mußten ihn aber nach Hause bringen, so sehr hatte der Wein ihm den Gebrauch der Glieder geraubt. Schrecklich stöhnte und röchelte er die ganze Nacht über, wälzte sich im Bette herum in einem Zustande zwischen Wachen und Träumen, und stand des andern Tages früh schon auf, das heißt ein schrecklicher Durst trieb ihn aus dem Bette. Wie konnte er in einem solchen geistigen und körperlichen Zustand noch des Kammers und des Schmerzes seiner Frau gedenken, die unter der Last ihres Glendes zusammenzubrechen drohte? Ihre alte Mutter

egen, und
dern sie
ausenstie
als seiner
Wort in
n Kufbe
e an der
und jense

nit ganz
betunde
chen zur

versucht,
in Men-
Berloch-
tte er in
er hand-
in lebend.
ch: der
lechte
terung
chnaps
nässig,
in ver-
werft
Gauje.
olenden
Sawen
Hfwarz,
ne Wit-
ille des
ach und
wenn die
Zunge
he den
unmögl-
derung
au, er
en, er
sch ins
schreib-
Rom-
gen, so
ob der
röschte
Bette
n und
früh
t trieb
im vol-
ch des
au ge-
es ja-
Winter



war heute gestorben, ihre Mutter, an deren Herzen sie sich oft ausweinen durfte, die bis jetzt ihre Stütze und Trösterin war, ist hinüber gegangen in das Land des ewigen Friedens und hat sie vereinsamt und allein in dem Thale der Thränen zurückgelassen...!

* * *

Fritz war wieder der alte gefeierte Gesellschafter, der lustige Bruder geworden. Daß er von Zeit zu Zeit sich bis zur Bewußtlosigkeit betranke, fiel den Saufbrüdern nicht besonders auf, und gefetzte Bürger befanden sich dann so spät nie mehr in der Wirtschaft. Dabei gedachte niemand der armen Frau und der Kinder, keiner kümmerte sich darum, ob sie zu Hause vernachlässigt wurden oder nicht, wozu auch? kümmerte sich doch der, dessen erste Pflicht es gewesen wäre, selbst nicht darum... Und dann, mühten sich die Trinkgefellen, die täglich lange Stunden, kostbare Zeit, im Wirtshause zubringen, nicht in erster Linie denselben Vorwurf machen? Wie mancher von ihnen hat der fleißigen Frau, die mit das tägliche Brot erwerben hilft, den letzten Groschen aus der Tasche geholt und in die des Wirtes geworfen!... Wie mancher der guten Wirtschaftsfreunde mühte sich schämen, wenn er darüber nachdenken wollte, wie oft er, um den Großmogul zu spielen, stolz einen Thaler an einem Abend draufgehen läßt, und am andern Morgen mit der armen Frau den größten Streit beginnt, wenn sie schüchtern und ängstlich ihn um einige Pfennige zum Mittagessen bittet!... Wie klein, ach, wie so niedrig klein würden sich die gewaltigen Wirtshauskellen da nicht vorfinden müssen!...

Das Wirtshausgehen gehört nun einmal zur vermeinten heutigen feinen Lebensweise, das Einatmen von Tabakrauch zur nothwendigen Lebensbedingung, das Spielen und Trinken zur unentbehrlichen Nervenregung! Und da wundern man sich noch über die jungen Greise, über die nervenzerrütteten Körper, über die ausgewaschenen Gesichter, über die zerstörte Lebensfreudigkeit!! Unsere Jugend lebt zu rasch, in einem Jahre mehr, als unsere Väter in zehn Jahren, daher giebt es auch so wenig kräftige Männer mehr, nur noch besiegte Greise und stürmende Jünglinge.

Fritz hatte das alte stürmende Leben wieder begonnen, und nach einem Jahre war er mit dem Rest seines väterlichen Vermögens und mit der Geduld seines Brotherrn, des Notars, zu Ende... Ohne Stellung, mit Frau und zwei kleinen Kindern! Und das konnte ihm, dem ge-

feierten, beliebten Gesellschafter zustoßen?... Aber wofür hat er denn Freunde genug, die ihm so oft ihrer Treue und Hilfe versicherten, die ihn so oft angetrunken und hoch hatten leben lassen? Also, nur den Mut nicht verlieren! Mit leichtem Herzen nahm er Abschied von der alten Schreibstube, ihm mußte ja bald etwas Besseres zufallen. Die Frau brauche ja vor der Hand nichts davon zu wissen, es würde sie auch niemand darum fragen, sie verkehre ja mit niemandem, und die Tage kann man ja in dem Wirtshause statt auf der Schreibstube zubringen. O Leichtsin! dein Vater heißt Durst, deine Mutter ist die Trunkenheit!

Die guten Freunde aber, die Fritz nun aufzusuchen ging, waren plötzlich alle recht schwerhörig geworden. Die einen zogen sich zurück, andere wichen ihm aus, und wieder andere bedauerten ihn sehr, schimpften mit ihm über die hartberzigen Gelsäcke und bezahlten ihm noch zum Troste ein Schöppchen. In seiner Erbitterung legte er ein Ehrenamt nach dem andern nieder, theils freiwillig, theils aufgefordert, und merkwürdig! nicht ein Verein sprach sein Bedauern aus, nicht einer suchte ihn zu halten, nur der Narrenverein holte aus seinem Schrank das Abzeichen seiner Würde, und schickte ihm dankend die reich mit vergoldeten Schellen verzierte Narrenkappe, mit dem Wunsche, er möge sie stets bis an sein Lebensende in Ehre halten... Und doch hatte Fritz Ehrlich den vielen Vereinen und ihrem Gebeihen sein Alles geopfert, seine Jugend, sein Familienglück und sein Vermögen!...

Infolge dieser betrübenden Erfahrungen war er so niedergeschlagen, daß ihm jede Kraft fehlte, sich wieder zu erheben. Er war nun einmal auf dem abschüssigen Teil seines Lebensweges angekommen, und keine Hand bot sich ihm dar, ihn aufzuhalten... keine?... doch eine war da, die ihn gern gehalten hätte, die gern für ihn gearbeitet hätte, diese war aber selbst so schwach geworden, daß sie sich nur noch verzehrend dem in den Abgrund sinkenden Manne entgegenstrecken konnte. Ja, Gretchen war immer blasser, ihr Gesichtchen immer schmäler geworden, und auf den durchsichtigen Wangen zeigte sich die zartrote Färbung der Kirchhofrosen.

Fritz wurde von Tag zu Tag leichtsinniger. Mit Drohungen hatte er seiner Frau das Geld wieder ausgepreßt, das er selbst ihr anvertraut hatte. Einige Hundert Mark fehlten daran; Fritz geriet deswegen in den höchsten Zorn: „Gilt es dir,“ rief er, „so gilt's mir auch!“ Der Unglückliche, er hatte ganz vergessen, daß er seit

einem Jahre der armen Frau kein Geld mehr gegeben, daß er sein verdientes Geld alles vertrunken hatte, und doch jeden Tag zu Hause essen wollte!! Er lebte nun von neuem in Saus und Braus, bis eines Tages seine körperliche wie seine geistige Kraft erschöpft waren.

Es war in einer stürmischen Winternacht als Fritz Ehrlich in großer Aufregung nach Hause kam, und unverständliche Worte, mit Verwünschungen und Flüchen untermischt, ausstieß. Gretchen war erschreckt aus dem Bette gesprungen und hatte nur die notwendigsten Kleidungsstücke übergeworfen. Zitternd und zähnelappernd blickte sie in das aufgebunsene Gesicht ihres Mannes. Seine rotunterlaufenen Augen blickten stier auf einen Punkt, dabei machten die Hände allerlei abwehrende Geberden. „Fritz, lieber Fritz!“ rief sie. Diese Worte lenkten seine Aufmerksamkeit auf sie, er lachte höhnisch auf, dann plötzlich schrie er: „Ach, Du bist, die mich ermorden will... du verfolgst mich so!“ Gretchen stieß einen schrecklichen Schrei aus, und taumelte rückwärts, um vor dem Bette niederzustürzen. Fritz lachte noch lauter und fing an alles zu zerschlagen, was sich in seiner Nähe befand. Die Hausleute und zwei Nachbarn waren herbeigeeilt und hatten sich auf den Wütenden geworfen. Es gelang ihnen denselben zu binden, während die Frauen sich mit Gretchen beschäftigten, die bewußtlos am Boden lag. Der Arzt wurde gerufen, und blickte mitleidsvoll auf das blasse Gesicht der armen Dulderin. Er gab sich alle Mühe sie zum Leben zurückzurufen. Doch in dem Augenblicke, wo sie die Augen wieder öffnete und reden wollte, erstickte ein Blutsturz ihre Stimme und machte ihrem Leben ein schnelles Ende. Der Arzt wischte sich eine Thräne aus den Augen, er allein kannte die Leiden der jungen Frau, die er schon als Kind im Hause ihrer Eltern liebgewonnen hatte. Dann erst drehte er sich zu dem am Boden liegenden Fritz um, der ihn mit rollenden Augen, und gefermbem Munde anblickte. „Säuferwahnstinn!“ sprach ruhig und kalt der Mann der Wissenschaft; „bringst ihn in's Spital!“

Fritzens Zustand wurde nicht besser, von Tag zu Tag unnachtete sich sein Geist immer mehr. Noch einige Wochen mußte er all die Qualen des Wahnsinns erleiden, ein Augenblick der Ruhe, in dem sich sein ganzes verfehltes Leben, wie ein drohendes Schreckgespenst vor ihm hinstellte, dann wilde Schreie der Verzweiflung, rasende Ausbrüche der Wut, bis er eines Tages plötzlich mitten in seinem Toben zusammenbrach, und für immer von seinen Leiden erlöst war.

Und die armen Kinder? Die standen weinend am Grabe ihrer Eltern, die so jung noch aus dem Leben scheiden mußten. Und sie mußten der Gemeinde anheimfallen, denn Verwandte hatten sie keine, und die Wirtschaftsfreundschaft geht soweit nicht, solche Opfer für andere zu bringen. Sie wurden getrennt, kamen in die Pflege fremder Leute, wuchsen ohne Mutterliebe, ohne Vaterschutz auf, und mußten in recht harten Verhältnissen ihr kärgliches Brot unter fremden Leuten, fern von einander, verdienen.

Und das hatte die Vereinsucht, die Vereinsimperei veruracht!
J. W.

Wie die Armen lieben.

(Nachdruck verboten.)

Schon als kleine Kinder waren sie stets beisammen und sich selbst überlassen. Die Eltern waren arme Tagelöhner, und größere Geschwister hatten sie nicht. Da rutschten sie denn auf Händen und Füßen durch den Zaun, der die kleinen Grasgärtchen und die niederen Hütten von einander trennte, lachten sich schon von weitem an und setzten sich zusammen, um zu spielen. Er war ein hausbackiger, schwarzer Krauskopf, sie ein schwächliches Mädchen mit wachsblichem Gesichtchen. Unter dem Schutze des kleinen Mannes fühlte sie sich wohl: er wehrte gar männlich die Hühner ab, welche frech nach ihrem Stückchen Brot pickten, oder die Fliegen, die auf ihrem Gesichtchen naschten. Mit Sand und feuchter Erde badeten sie Kuchen, alte Scherben waren ihre Töpfe und Teller. Dann holte er ihr Blumen, steckte sie ihr in das wirre Haar, und nun spielten sie Herr und Madame.

Endlich brachte er es so weit, daß er einen Stein bis zum ersten Ast des niedern Pflaumenhäumchens werfen konnte. Laut jauchzte er dabei vor Freude auf, verstummte aber, als sie zu gleicher Zeit bitterlich anfang zu weinen. Als er nach ihr sich umsah, schrie er ebenfalls laut auf: der Stein hatte sie beim Herunterfallen an die Stirn getroffen, und das Blut quoll ihr über das Gesicht. Eine gutmütige Nachbarin eilte herbei, gab ihm eine tüchtige Ohrfeige, nahm das Mädchen mit sich und wusch und verklebte die Wunde... Eine halbe Stunde später rutschten sie wieder hinter der Hütte zusammen, beide recht traurig und mit dicken Thränen in den Augen.

„Thut es noch weh?“ fragt er, und sie schüttelt mit dem Kopfe und sieht ihn betrübt an; dann beißt sie ein Stück von dem Brote, das ihr

die Nachbarin gegeben hatte, und reicht es ihm...

O Kinderherz, wie golden bist du!

Sie wuchsen heran, er wurde Ziegenhirt, und sie Gänsemädchen des Dorfes. Es vergingen Jahre, und stets waren die Kinder mit ihren Herden beisammen. Da eines Frühlings waren sie Waisen... harte Arbeit, magere Kost, bittere Not raffen das Volk vorzeitig dahin... Die Kinder rutschen längst nicht mehr durch den Zaun, doch des Abends stehen sie traulich beisammen, das eine hüben, das andere drüben, teilen mit einander ihr Stückchen Brot und Käse, und des Sonntags gehen sie oft Hand in Hand mit einander zur Kirche. Sie haben sich halt auch viel und Vieles zu erzählen die Kinder des Volkes, von ihrer Armut, von ihren Weideplägen, von der Güte ihrer Wohlthäter, von der Bosheit roher, unbarmherziger Menschen. Dabei lachte sie oft so herzlich, schaute ihn so glücklich an, ihr blaßes Gesichtchen strahlte so zufrieden zu ihm hinüber, daß er in seinem Glücke nicht mit einem Prinzen getauscht hätte.

Sie wuchsen heran, und die Jahre vergingen. Er war der Hirte des Dorfes geworden und sie... sie saß einsam zu Hause oder schlich ihm auf seinen Kreuz- und Querjügen über die Felder müde nach... niemand wollte und konnte das schwache, hüftelnbe Mädchen in Dienst nehmen, niemand wollte ihm als Vater und Mutter dienen. Des Tages über saß sie still im Grasgärtchen und strickte und nähte, so gut es ging, für sich, für ihn und für die Nachbarn. Wenn sie dann des Abends aus der Ferne seinen Fuchser, oder in der Nähe seine Schritte hörte, da zog ein leichtes Rot über die blassen Wangen, ein belebendes Feuer rieselte durch ihre Glieder und leuchtete hell in ihren Augen wieder. Er brachte ihr treulich die paar Pfennige, die er verdiente, sie gab ihm dafür eine warme Suppe, und warme Strümpfe. Dann setzten sie sich zusammen, aber sie redeten nicht mehr so viel, wie früher. Ihre Hand ruhte in der Seinigen, ihr Kopf lehnte sich müde an seinen Arm, und sie errötheten, wenn sie einander in die Augen sahen... sie wußten nicht warum, nur das war ihnen klar, daß sie für einander gestorben wären, daß sie ihm gefolgt wäre bis an das Ende der Welt, und sie war doch so schwach und so bleich!... Nur auf der Stirn war ein kleiner roter Strich... die Narbe der Wunde, die ihr einst ein Stein geschlagen hatte.

Und die Menschen, und die bösen Zungen! Die Bosheit schwieg; die Verläumdung sucht sich ihr Feld in den Kreisen glücklicherer Menschen.

Hier war man froh und freute sich des Verhältnisses, sonst hätte man gar selbst für das arme Kind sorgen müssen.

Der Frühling war wiedergekommen und hat die Welt viel schöner gemacht, als all die Dichter sie mit Worten und Versen machen können.

Auf dem Hügel steht der Hirte und blickt der untergehenden Sonne nach! Er fühlt sich heute so einsam, so traurig, daß ihm das innere Weh eine Thräne durch die Augen, einen Seufzer aus dem Munde treibt. Da beleben sich plötzlich seine Züge, er streckt unwillkürlich beide Arme aus... Am Fuße des Hügelers erscheint sie und schleppt sich mühsam zu ihm hinan. Er eilt ihr entgegen... er fängt die Ohnmächtige mit seinen Armen auf.

Dort sitzt er auf dem frischen, grünen Rasen; die Blumen neigen ihre Köpfechen den beiden zu. An seiner Brust ruht sie; unregelmäßig hebt und senkt sich ihre Brust, ein hohes Rot färbt ihre Wangen. Er drückt einen langen Kuß auf die Narbe der Stirn und ruft sie beim Namen. Sie öffnet weit die großen, schwarzen Augen, blickt ihn mit einem unbefreiblichen Blick des Friedens und der Glückseligkeit an, und spricht: „Ich wollte bei dir sterben, vergiß mein nicht!“...

Ein Blutstrom erstickte ihre Stimme, und mit dem Blute entquoll auch ihr Leben. Inzwischen war die Sonne untergegangen, und der Hügel lag glühend in der Abendröthe da.

Die Herbe war allein nach Hause gezogen. Niemand fragte nach dem Hirten, niemand gedachte des blassen Mädchens, das, von aller Not befreit, so friedlich in den Armen seines Freundes und Bruders ruhte. Als die Sonne am andern Morgen den Hügel beschien, saß sie die beiden eng vereint im Tode, wie sie getreulich eng verbunden ihr freudeloses Leben dahingebracht hatten.

J. W.

Sonst und Jetzt.

Am Tische sitzt der Bauer Dieberrmann und blickt zufrieden auf sein Gefinde, das die kräftige Suppe löffelt, als gelte es einen Bach auszuschöpfen. Nun blickt er unruhig nach der Uhr, sie zeigt ein halb nach zwölf. Die Thür geht auf, und herein kommt der kleine Sepp mit verweinten Augen, und bleibt mit gesenktem Kopfe an der Thür stehen. „Woher kommst du, Sepp?“ fragt ihn ruhig der Vater; „warum hast du geweint?“ Der Sepp steckt verlegen den Zeigefinger in den Mund, als wollte er daraus die richtige Antwort saugen und spricht: „Ich habe

vom Lehrer Brügel gekriegt... ich habe... ich habe... wir haben... wir sind dem alten Jesus nachgelaufen... wir haben ihn... „Nun, was!“ forsch't Biedermann... „wir haben ihn... alten Juden gerufen...!“

Ohne ein Wort zu sagen erhebt sich der Vater langt in die Ecke, wo immer der Haselstock bereit steht, und mißt nun mit dieser Elle das Hinterteil Sepps in die Breite und in die Länge, kreuz und quer ab. Dabei sagt er immer: „Das Alter muß man ehren... man wird auch einmal alt...!“ und der Sepp ruft und schreit dazwischen: „Ja, Vater, ich will ehren... ich will alt werden... Au, Au!“

„So,“ spricht endlich Biedermann, und lehnt den Haselstock wieder in die Ecke, den Sepp aber setzt er etwas kräftig auf seinen Stuhl; „so, und heute Mittag bringst du dem Lehrer die größte Blutwurst, und sagst ihm, ich lasse ihm danken!“

Der Sepp ist bei dieser Zucht groß, stark, kräftig, brav, kurz ein Muster von einem Manne geworden, der nicht genug seinem Vater für die empfangenen Schläge, dem Lehrer für die wohlgemeinten Strafen danken konnte.

Es ist halb ein Uhr. Am Fenster sitzt der Bauer Hochtrab und liest die Zeitung, während in der Küche das Gesinde unter rohen Spässen seine Mahlzeit einnimmt. Da legt er plötzlich die Zeitung weg und brummt: „Wo nur heute der Schulmeister wieder seine Uhr hat!“ In demselben Augenblick kommt sein Sohn Arthur heulend in den Hof gerannt. Das Gesicht des kleinen Mannes war vor Wut verzerrt, und Haß leuchtete aus den rotgeweinten Augen. Der Bauer eilt ihm entgegen und ruft: „Was ist dir, Arthur, geschahen?“ Der Kleine ballt die Fäuste und ruft: „Der Schulmeister, der... der... der elenbige... hat mich geschlagen!“ „Komm einmal her, daß ich dich untersuche!... Richtig... hier, blaue Striemen... da soll ja gleich ein Donnerwetter den Federfuchser holen... na, warte nur! Warum hat er dich geschlagen?“ Arthur lachte bereits, und freudig rief er: „Ich habe dem alten Abraham, dem Dreckjuden, einen Stein an den Kopf geworfen!“ — „Und deswegen hat dich der armselige Schulmeister geschlagen?“ rief der Bauer Hochtrab; „wegen des Dreckjudens!... Na, warte nur, Schulmeisterlein, dir will ich die Petersille schon verregnen lassen. Komm nur herein, Arthur, trink und trinke ein gutes Glas Wein dazu, das läßt den Schmerz vergessen!...“ vierzehn Tage später wurde der Lehrer mit fünf Mark vom Gerichte bestraft, und ein Vierteljahr später hatte der Herr

Ökonom Hochtrab die Versetzung des Lehrers erwirkt. Wofür auch ist er ein reicher Bauer und Adjunkt des Dorfes!? Was gilt ihm so ein Schulmeister!?

Nun der Arthur ist herangewachsen und hat in Paris und in Berlin seines Vaters Klüge und Dohsen durchgebracht. Er ist heute, wo er nichts mehr hat, Führer der Weltverbesserer und Umstürzler geworden, und wird eines Tages im Zuchthause enden.

Armer Lehrer!... O Haselstock!... du allein bist und bleibst das Heil aller Welt... du verkanntes Stöckchen allein wirfst unsere Jugend auf dem rechten Wege erhalten und das wieder gut machen, was die Glacéhandschuhe verdorben haben. J. W.

Der tapfere Schneider mit dem Löwenmaul.

Am runden Tisch, in der Wirtschaft „zur fetten Sau“, ging es um 10 Uhr nachts noch laut her. Unter der düsterbrennenden Dellampe, inmitten einer dichten Wolke Tabakrauches, erschien von Zeit zu Zeit ein gerötetes Gesicht, je nachdem der Kumpf sich mehr oder weniger zurücklehnte; alle, die da saßen, waren aber mit einer Art Heiligenschein umgeben, obgleich der Petrus sicher nicht einen von ihnen im Himmel angestellt hätte, selbst nicht als Gassenlehrer. Und mit dem Himmel, dem Petrus, der Hölle und dem Teufel beschäftigten sich die Zecher an jenem Abend ganz besonders. Unfern Herrgott hatten sie längst abgesetzt und dem Petrus längst das Wettermachen genommen; und Teufel wären sie alle auch gern los gewesen, wenn der sich nur so leicht aus ihnen hätte austreiben lassen. Der aber hatte sich ihrer so fest bemächtigt, daß sie nur noch durch ihn redeten und dachten, und ihr drittes Wort immer ein Teufelholen war. Allen zuvor aber that es der lange Danel, ein leichtfüßiger und leichtsinniger Flickschneider, dem zuweilen die verjessenen Dünste aus dem Magen in den Kopf stiegen. Er war schon in aller Herren Länder gewesen, hatte es aber stets gemacht wie des Nachbarn Sau, die in jedem Hofe immer zuerst den Misthaufen aufsucht. Der Danel hatte von seiner Wanderschaft allerlei neue Gedanken und Thorheiten mitgebracht, darunter auch eine Frau aus dem Welschland, so groß wie er, aber noch zweimal dicker. Wenn diese rebete, schwieg der lange Danel bescheiden still, weil er, wie er sagte, nicht Welsch verstehe. Zuweilen aber auch führten sie den siebziger Krieg mit einander auf, und

Danel sagte darnach jedesmal: „Wenn jetzt die Preußen wieder kämen, so würden sie sicher verlieren.“

Der lange Danel führte also in der „setten Sau“, am runden Tische das große Wort, und war eben daran den Kaiser abzusetzen und ihm in Bebel einen Nachfolger zu geben, als die Uhr dumpf elf schlug, und mit dem letzten Schlage noch ein zwölfter, aber an den Fensterladen der Wirtsstube erfolgte. Dem Danel blieb das Wort Bebel im Munde stecken, so daß er mit aufgehobener Faust nur „Beee“ rufen konnte. Scheu und erlebend blickte er auf das Fenster... er sah wie der Laden halb geöffnet wurde, und wie ein Arm und eine Faust sich emporstreckten, genau wie der Arm, der so lange die Berliner Ausstellung verkündete. Nun war es mit seinem Prahlen am Ende. Er zahlte und schlief sich davon. Unterwegs zog er die Schuhe aus, und ging in den Strümpfen um das Haus herum. O weh! die Hintertür, die er offen gelassen hatte, war verschlossen; der Küchenladen, den er ausgehenkt hatte, war fest zu!... Schüchtern klopfte er endlich an die Haustür. Geräuschlos wird sie geöffnet von innen, und geräuschlos hinter dem Danel wieder geschlossen... Ein Augenblick war alles still, dann ein Zischen, Klatschen, Poltern, Quitschen... dann ein Plumps... und alles wurde wieder ruhig.

Das Löwenmaul, das unter Männern so laut brüllte, lag winselnd an der Erde und bat ein Weib um Gnade. Was aber die Frau gesagt hat zum langen Danel, konnte ich nicht erfahren, denn der Altpeter, der dem Danel nachgeschlichen war, alles mitanhörte und mir wieder erzählte, sagte, sie habe halt wälsch geredet, und das verstehe er nicht.

O ihr Welkenstürmer, ihr Löwenmäuler! Wie zappelt ihr alle in dem Neze einer kleinen Kreuzspinne!

J. W.

Epiphaniä — Heil. 3 Könige

steht rotgedruckt am 6. Tage des Monats Januar. Vor zwei Jahren hat Dir, lieber Leser, der Hintende versprochen über diese Zeit etwas mitzuteilen, und dieses Versprechen will er heute erfüllen.

Mit Silvester, am 31. Dezember, schließt für uns Christen das Altertum ab, und es beginnt eine neue Zeit, eine Zeit der Gnade und des Segens für die Menschheit. Alljährlich verkünden die Glocken in der Weihnachtszeit, daß das Licht aufgegangen ist, dessen Strahlen in

die tiefste Dunkelheit der Zukunft bringen und sie überwinden werden.

Die christliche Kirche im Morgenlande feierte vier Jahrhunderte lang die Geburt Christi am 6. Januar; sie nahm, nur um jeden Streit zu vermeiden, den 25. Dezember als Geburtstag Christi an, auf welchen Tag die Kirche im Abendlande, schon seit dem dritten Jahrhundert, das Weihnachtsfest gesetzt hatte.

Mit dem Geburtstage Christi verband man zugleich die Erinnerung an sein erstes Wunder, an die Hochzeit zu Cana, auf der das Wasser in Wein verwandelt wurde. Und wahrlich mit Recht... Ist nicht in Christo das kühnende, nicht erwärmende Getränke der heidnischen Lehre in den erwärmenden, erhebenden Wein der christlichen Lehre verwandelt worden? Epiphaniä ist das Fest der Offenbarung der Göttlichkeit Jesu, des stärkenden Weines, in dem die Welt gereinigt und gebadet werden sollte, von dem Johannes spricht: „ich sah es und zeugte, daß dieser ist Gottes Sohn.“ Bei der Hochzeit von Cana, wo das erste Wunder geschah, wird die Herrlichkeit des Erlösers geoffenbart.

An diesem Tage feiern wir noch die Erinnerung an den Stern, der die Weisen aus dem Morgenlande zu der Krippe führte. Der Stern der Erlösung ist den Menschen aufgegangen; sie sehen ihn, sie suchen ihn... Der Stern der Wahrheit sendet sein Licht von oben und die wahre Weisheit, die Gott zum Gegenstand hat und Seine Verherrlichung, schreitet vorwärts diesem Stern nach, zur Krippe in Bethlehern, zur Wahrheit des ewigen Gottes, und lernt dort Bescheidenheit und Demut; und alles was sie ergründet und findet legt sie zu den Füßen dieses Gottes nieder: all das Gold, das in der Tiefe des Geistes ruht, holt sie heraus und verleiht ihm den wahren Wert dadurch, daß sie es Gott dienen läßt; daß sie den Weihrauch nur dann als duftend ansieht, wenn er Gott gestreut wird, in den Myrrhen aber für sich einen unverwellichen Trost findet.

Die drei Weisen aus dem Morgenlande, oder die drei Könige, wie sie auch genannt werden, welche anbetend nach Bethlehern ziehen, vertreten die drei Stämme des Menschengeschlechtes Sem, Ham und Japhet, oder die drei im Altertume bekannten Erdteile Europa, Asien und Afrika. Die Namen, welche den Königen später beigelegt wurden: Balthasar, Caspar, Melchior, deuten wohl darauf hin.

Im Psalm 72, 10—15 steht: „Die Könige von Seba und Scheba werden Gaben bringen.“ Jesaias 60, 6 sagt: „Alle kommen sie von

Scheba, Gold und Weihrauch bringen sie!" Die Gaben stammen aus den Ländern Seba und Scheba. Seba, welches das Saba Arabiens ist, hat dem einen der Weisen, dem Melchior, seinen Namen gegeben, denn Melech heißt bei den Hebräern und den Arabern König. Balthasar ist gebildet aus Belsazar, dem Babylonischen Königsnamen. Diesen Balthasar hat die spätere Sage aus Afrika kommen lassen, daher wir ihn als Mohr mit einem Krauskopfe darstellen. Caspar deutet auf eine in der alten Geographie bekannte Insel Kaspiria im Atlantischen Ocean hin. Diese Insel betrachten einige als das reiche Land, aus welchem die Tarshisflotten (1. Kön. 10, 22) Gold und Silber brachten. Nimmt man noch, daß das hebräische Kefeph, das man in Kaspiria findet, Silber, Gold, bedeutet, so wird es noch erklärlicher, daß gerade Caspar es ist, der dem himmlischen Kinde Gold opfert.

Von Weisen oder Magier ist in der Heiligen Schrift nur zweimal die Rede: Als Jerusalem von Nebukadnezar erobert wurde, kam mit ihm der Obermagier Nergal Scharzejer; da triumphtierte der Höhenpriester über den Tempel Israels. Bei der Geburt des wahren Tempels Gottes, unseres Erlösers, kommen abermals aus der Ferne Magier, nicht Gott verhöhrend, sondern ihn anbetend; sie rauben die Gefäße des Tempels nicht, sondern sie bringen Gaben; sie kommen nicht zum Gerichte über Israel, sondern sie kommen um den zu suchen, der Israel das Heil, der Welt den Frieden und die Erlösung bringt.

Was nun die Volksgebräuche anbelangt, welche um diese Zeit in den verschiedenen Ländern beobachtet werden, so hängen sie zum Theile mit der christlichen Anschauung des Dreikönigsfestes, zum größten Theile aber mit alten heidnischen Gebräuchen zusammen.

Bei den alten Völkern war der Glaube verbreitet, daß zur Zeit, wo die Sonne nur einige Stunden des Tages am Himmel stehe, wo ihre ganze Glut in Eis übergegangen zu sein scheine, die Götter den Himmel verlassen hätten und auf die Erde gekommen seien. Zu dieser Zeit der Anwesenheit der Götter auf Erden hörte jede Fehde auf, jeder Streit wurde vergessen, und wochenlang feierten die Menschen ein Verbrüderungsfest, bei dem jeder Rang- und Standesunterschied aufhörte, ein Fest an das wir noch durch unsere Fastnacht erinnert werden. Man machte sich gegenseitig Geschenke an Kuchen und Früchten, die man dann miteinander verzehrte. Bei diesen Zusammenkünften

ging es toll her: es wurde getrunken, und eine Unehre war es, wenn man nüchtern nach Hause ging. Den Trinkgelagen aber stand ein König vor, der entweder durch Würfel oder häufiger durch Bohnen gewählt wurde. Bei den Griechen war es ein beliebtes Kinderspiel, ihren König bei den Spielen durch das Loos der Bohnen zu wählen, sowie die Eltern ihre Behörden auch durch das Loos der Bohnen wählten. Die Narrenengesellschaften, welche um diese Zeit heute noch bei uns allwöchentlich bis zu Fastnacht ihre Sitzungen abhalten, wählen ebenfalls einen König, den man Prinz Karneval nennt, und der allen in ausgelassener Freude vorangehen muß. So oft der König eines Trinkgelages trank, jubelte man ihm zu und trank nach. Le roi boit, ruft man in Frankreich bei den Festmahlen, auf denen der Königskuchen gegessen wird, und die ganze Versammlung muß ihm Bescheid thun. Den König des Mahles aber wählen wir heute noch durch das Loos der Bohne, indem man ein Kuchen mit einem Ruchen miteinbacken läßt, und den zum Könige ausruft, der das Stück mit der Bohne bekommt.

Diese Sitte, den Königstag durch Festgelage zu feiern, hängt aber auch zum Theile mit einem alten christlichen Gebrauche zusammen. Das Dreikönigsfest, als Fest des Geburtstages des Herrn, wurde mit Fasten und Wachen eingeleitet. Die ersten Christen versammelten sich am Vorabend Epiphaniäs zum Gebete und zu einem gemeinsamen einfachen Imbiß, dessen Hauptbestandteil ein Kuchen bildete. Der Kuchen wurde gesegnet und in so viel Stücke verteilt, als Teilnehmer da waren, wobei immer ein Stück zugerechnet wurde, das man den Theil Gottes nannte.

Diese Sitte hat der Hinkende selbst auch beobachtet, daß ein Theil des Königskuchen, la part de Dieu genannt, einem Armen überreicht wurde. Diese Zusammenkünfte der Christen arteten mit der Zeit in förmliche Gastereien und Trinkgelage aus, bei denen ein König gewählt wurde durch das Loos der Bohne im Königskuchen.

Diese Königswahl bei Festgelagen fand übrigens schon bei den Juden im Alten Testamente statt, wie wir im Ecclesiasticus 32, 1. ff. sehen.

Um diese Zeit ziehen auch als Könige verkleidete Kinder und Erwachsene umher, und stellen die drei Weisen dar, wie sie das Jesukind in Bethlehlem aufsuchen. Sie singen dabei Lieder, ziehen von Haus zu Haus, und erhalten dafür kleine Gaben: Geld, Kuchen, Obst oder Wein. Arme Kinder benützen diese Zeit, um sich eine

kleine Unterstüßung in der harten Winterszeit zu sammeln. Die kleinen Könige dehnen oft ihre Umzüge bis auf mehrere Stunden im Umkreise aus. Die Nächte bringen sie dann in Scheuern, Viehställen oder unter Schuppen zu. Die Gesellschaft besteht gewöhnlich aus drei Personen im Alter von 9—14 Jahren. Ihr königliches Gewand besteht aus einem weißen Hemd, das um die Hüfte durch einen Strick festgehalten wird; die Brust ist mit Sternen aus Goldpapier geschmückt; der Hauptschmuck aber ist die mit Goldpapier besetzte Krone, an der niemals die Zacken fehlen dürfen. Der größte unter ihnen trägt einen langen Pilgerstab, auf dessen Spitze ein versilberter Stern in drehender Bewegung fortwährend erhalten wird. Meistens schwärzen sie sich das Gesicht, um anzudeuten, daß sie aus dem Mohrenlande kommen; dabei singen sie:

Wir Kaiser, Melcher und Balzer ge nannt,
Wir sind die heil'gen drei König' aus Mohrenland.

oder:

Wir sind die heil'gen drei König' aus Mohrenland,
Die Sonne hat uns so schwarz gebrannt.

Haben sie dann ihre gereimte Legende oder ihr Lied auf das Christkind gesungen, und ihre Gabe in Empfang genommen, so entfernen sie sich und singen gewöhnlich:

Der Sterne, der Sterne soll umegehn,
Wir müssen heut' noch weiters gehn!

In Italien, besonders in Benedig, wird an Vigilia d'Epifania, also am 5. Januar abends, ein Kinderstrumpf in den Kamin gehängt, der dann am andern Morgen mit allerlei Süßigkeiten für die kleine Welt gefüllt ist. Den Kindern wird gesagt die Marantega, eine Art weiblicher Nikolaus, habe den Strumpf für die artigen Kinder gefüllt.

J. W.

Ein liederlicher Student.

Es war 2 Uhr des Morgens. Im Bierhaus zum „Roten Esel“ war ein Saufabend oder Commercés gewesen, und alle vernünftigen und anständigen Jünglinge waren bereits nach Hause gegangen. An dem großen Stammtische saßen nur noch zwei blasse Gestalten. Endlich erhob sich der eine, der dicke „Igel“ genannt, mühsam von seinem Stuhle, sinkt aber sofort auf den Boden und lallt: „Schlürfel, gute Nacht!“ Der andere erwacht, erhebt sich, wankt der Thür zu, und spricht: „Der Sauigel geht schlafen!“

Auf einem Stuhle schlief der Kellner, und dort, den Kopf auf einen Tisch gestützt, schlief Rosa, das Biermädel. Da träumte es dem Igel unter dem Tische: Er sieht ein kleines Stübchen,

das nur spärlich von einer kleinen Dellempel hellt war. Vor dem Tische sitzt ein mageres Männlein, mit grauen Haaren, und schreibt, und schreibt, daß ihm die schwarzen Buchstaben anfangen vor den Augen zu tanzen, und es diese mit einem großen grünen Augenschirm schützen muß. Doch es schreibt weiter, obgleich die Uhr schon auf drei zeigte. Morgen muß die umfangreiche Abschrift abgeliefert werden: er will seinem Sohne die erbetenen 50 Mark für Bücher schicken. Ja, das Studieren kostet halt viel Geld. Und das Männlein schrieb weiter, und der Igel schlief unterm Tische.

Es ist 4 Uhr, und der Tag beginnt zu grauen. Der Kellner erwacht und flucht, das Biermädel gähnt und reckt die steif gewordenen Glieder. Im kleinen Stübchen aber legt ein blaßes Männlein die Feder weg; die Lampe ist ausgebrannt, doch die Abschrift ist fertig. Seine Finger zittern, er wirft sich angekleidet auf das Bett und hofft noch eine Stunde oder zwei Ruhe zu finden. Heute wird die Arbeit abgeliefert, das Geld dafür aber will er sofort seinem Sohne zum Bücherkaufe schicken.

Auch der Igel erwacht, erhebt sich von dem Fußboden und wankt der Thür zu. Ihn fröstelt, er ist blaß, er gähnt und sagt zum Biermädel: „Heute Abend zahle ich; mein Alter schickt heute noch Geld!“ Dann verläßt er den Roten Esel und taumelt seinem Heim zu.

Ob der Sauigel ahnt, um welchen Preis der gute alte Vater das Geld erworben hat, das er so sehnüchtig erwartet, um die Biermamsell bezahlen zu können!

Leichtsinziger Jüngling! Bedauernswerter Vater!

J. W.

Das Pariser Brandunglück im Wohlthätigkeitsbazar vom 4. Mai 1897.

(Mit einem großen Bilde.)

Ob schon unsere Leser von dem schrecklichen Brandunglück im Pariser Wohlthätigkeitsbazar bereits allseitig unterrichtet sind, so wollen wir doch folgenden kurz gefaßten Bericht der „Bad. Feuerw.-Ztg.“ über das Ereignis wiedergeben.

Eine entgegengesetzte Nachricht ist aus Paris gekommen. Der von der aristokratischen Welt in der rue Jean-Goujon eingerichtete Wohlthätigkeitsbazar ist in Flammen aufgegangen, und ungezählte Menschenleben sind dieser furchtbaren Feuersbrunst zum Opfer gefallen. Das Feuer brach in der Abtheilung aus, in welcher der Kinematograph vorgeführt wurde.



Das Pariser Brandunglück im Wohlthätigkeitsbazar vom 2. Mai 1897.

Zuerst brannte das Deckensegel, und da dieses sich über den ganzen langen schmalen Raum hinzog, so war die ganze Theaterstraße im Nu von Flammen bedeckt, die mit Blitzschnelle auch die beiden Budenreihen aus Leinwand, Holz- und Baumwollvorhängen ergriffen. Die Verkäuferinnen konnten theilweise durch die Hinterthüren ihrer Buden hinausstürzen, die Besucher und Käufer aber waren von zwei Flammenwänden eingerahmt, die nur an den Enden, also in einem Abstand von 80 Metern, Thüröffnungen hatten. Die Menge bestand ungefähr ausschließlich aus Frauen und jungen Mädchen, das männliche Geschlecht bildete noch nicht fünf Hundertstel der Anwesenden. Viele Damen waren von ihren halberwachsenen Töchtern begleitet, für die ein Wohlthätigkeitsbazar die übliche Gelegenheit ist, zum ersten Male mit dem Gesellschaftsleben in Berührung zu treten. In dieser von Natur nervösen, durch die Hitze, das Gedränge, die Kommodie der Begrüßungen und Unterhaltungen noch besonders aufgeregten Gesellschaft, brachte der Feuerschrei nothwendig die fürchterlichste Wirkung hervor. Unter gräßlichem Geheul, das weithin in die Nachbarstraßen drang und Vorübergehenden, die den Grund des Geschehes nicht ahnten, der Bestimmung beraubte, drängte Alles den beiden Enden der Feuerzeile zu. Viele sanken sofort in Ohnmacht; was fiel, war todt, denn jede am Boden liegende Person wurde zerstampft, die Aermsten, die unter den Füßen der über sie hinsinkenden Menge den Geist aufgaben, waren vielleicht nicht am meisten zu beklagen; sie starben in ihrer Bewußtlosigkeit wohl den leichtesten, schmerzlosesten Tod. Ungleich grauenhafter war das Loos der Nervenkärteren, die in voller Besinnung die Feuerzelle entlang jagten. Sie brannten lichterloh wie die lebenden Fackeln Heros, und nur die Wenigsten von ihnen gelangten bis ans Ende der Marterbahn, sondern brachen bald zusammen, buchstäblich geröstet in den eigenen Kleidern und von den beiden Feuerwänden, die wie Bratmaschinen die Flammen auf sie warfen. Die Hinterbliebenen der Opfer haben nicht den Trost, daß diese vom Rauch erstickt wurden, ehe sie verbrannt, wie dies bei Theaterbränden die Regel ist. Sie wurden lebendigen Leibes eingeschert, denn Rauch entwickelte sich in dem offenen, nur von einem gleich zerstörten Segel bedeckten Raume fast gar nicht. In dem Gange zwischen den Buden wurden denn auch Leichen laum gefunden. Aschenhäuflein mit einigen Metallresten von Knöpfen, Geldstücken, Schmuckstücken u. dgl. bezeichnen dort allein die Stelle, wo Unglück-

liche von ihrem entseßlichen Schicksal ereilt wurden.

Nur die den beiden Stirnseiten am nächsten Befindlichen konnten sich retten, doch auch von diesen nur die allerersten, denn um das Maß der verbrecherischen Gedankenlosigkeit vollzumachen, war der Boden des Bazars durch eine erhöhte Bretterbühne gebildet worden, von der drei Stufen hinunterführten. Die ersten, die an diesen halbdreherischen Engpaß gelangten, sprangen mit weitem Satz hinaus, die Nächsten wurden von den wild Nachgedrängten wie aus einer Kanone hinausgeschossen und flogen im Bogen bis in die Mitte der Straße, wo sie hinschlügen und von den herbeigeeilten Nachbarn meist ohnmächtig aufgefunden wurden. Aber dann fielen die Folgenden auf den Stufen selbst nieder und verstopften den Ausgang. Im Nu häufte sich hinter ihnen ein Wall von Leibern auf, und nun war die letzte Möglichkeit der Rettung für die Eingeschlossenen verschwunden. An den Ausgängen fanden sich nächst der Haufen von Leichen, die noch einigermaßen Menschengestalt bewahrt hatten. Unter den schützenden Leibern blieben auch einige ohnmächtige Frauen am Leben, und aus dem schauerlichen Gewirre verkrampfter und in einander geflochtener Gliedmaßen konnten von außen manche Unverletzte oder Leichtverbrannte mit größter Anstrengung herausgerissen und in Sicherheit gebracht werden, wenn sie auch alle vollständig der Kleider entblößt waren.

Bzüglich der sträflichen Sorglosigkeit, mit welcher bei der großen Feuergefährlichkeit der Bazar eröffnet wurde, schreibt Rochefort im „Intransigant“: Befürchtete der galante Polizeipräsident Lepine etwa, die Empfindlichkeit der aristokratischen Verkäuferinnen könnte verletzt werden wenn er ihre leichten und gefährlichen Einrichtungen durch zwei Feuerwehrleute mit ihren Schläuchen hätte überwachen lassen, wie dies in den Pariser Theatern geschieht? Ein einziger Wasserstrahl hätte genügt, um die Flammen zu löschen, die am Vorhange des Kinematographen emporzüngelten. Man hätte sich auf ein solches Ereigniß um so mehr vorbereitet sollen, als das Dach des Saales aus getheertem Segeltuch bestand, das durch ein brennendes Zündhölzchen in Brand gesteckt werden konnte. Herr Lepine hat seinen Freunden den furchtbaren Dienst erwiesen, sie ohne Hilfe verbrennen zu lassen. In der Sache hat Rochefort Recht. Die Feuerwehr und die Feuerwehrrufen müssen sich rücksichtslos in das privateste Unternehmen einbringen, zu welchem Hunderte von Menschen zugelassen werden.

Ein schwacher Zug in dem Trauerspiel ist, daß die am Eingang in der Rue Jean-Boujou ihre Herrschaften erwartenden Lakaien fast durchweg beim ersten Nothschrei wie die Hasen davonliefen und nicht mehr gesehen wurden. Man zählt die treuen Diener die auf ihrem Posten blieben und wenigstens den Versuch machten, ihre Damen aus der Gefahr herauszuholen, was einigen auch gelang.

Nicht minder niederträchtig benahmen sich die Pförtner der meisten Häuser gegenüber dem Bazar. Sie schlossen beim Ausbruch des Feuers ihr Handthor und waren nicht zu bestimmen, es den Flüchtenden und Verwundeten zu öffnen. Erfreuliche Ausnahmen bildeten die Stallgebäude des Barons Alphonse Rothschild gerade dem Bajareingang gegenüber und das Hotel des Bankiers Porzès. Besonders das Rothschild'sche Stallpersonal, unter dem Engländer zahlreich sind, hatte musterhafte Geistesgegenwart. In der Mitte des Hofraumes ist ein als Schwemme dienendes Wasserbecken; die Stallleute rissen aus dem Menschenmangel am Bajareingang so viel Personen, wie sie konnten, rannten mit ihnen in ihren Hof und tauchten sie ins Wasser. So retteten sie Dugende von Frauen, denen die Kleider am Leibe brannten. Einzelne Personen nahmen von selbst diesen Weg des Heils, die meisten freilich zu spät, denn sie starben bald, nachdem sie aus dem Wasserbecken gezogen waren.

Obgleich in unglaublich kurzer Zeit die Feuerwehr mit 6 Dampfsprizen zur Stelle war, konnte sie außer dem Schutze der Nachbargebäude nichts mehr ausrichten, da das entseßtelement nicht eine ganze Viertelstunde zur Vernichtung des Brandobjektes und seiner Opfer gebraucht hatte!

Die Bauhütten im Mittelalter.

Maurerhof heißt der Raum, der auf der einen Seite des Turmes am Münster in Straßburg sich befindet, und in welchem der Leier gewiß schon Steinhauer an der Arbeit gesehen hat. Dieser Maurerhof war die frühere Bauhütte Straßburgs.

In den alten Zeiten wurde auf dem Plage, auf dem ein größerer Bau aufgeführt werden sollte, auch eine Bauhütte errichtet. Da in jenen Zeiten aber die Klöster es waren, die große Kirchen und zur Niederlassung geeignete Bauten errichteten, so waren die Bauhütten Jahrhunderte lang mit den Klöstern verknüpft. Die erste deutsche Bauhütte, die wir als eine feste

Körperschaft betrachten können, ist die Bruderschaft des hl. Aurelius der Benediktiner-Abtei zu Hirschau, im württembergischen Schwarzwaldkreise, welche von dem berühmten Abte Wilhelm gestiftet wurde, der ihr Regeln und Gebräuche vorschrieb.

Während der Aufführung eines Baues lebte die Baugesellschaft in festen Hütten beisammen, welche für alle Jahreszeiten eingerichtet waren. Die Arbeiter wohnten daselbst; es war ein Raum vorhanden zu ihren Zusammenkünften, Borratskammern, ein Aufbewahrungsort für das Handwerkszeug, und endlich der Arbeitsschuppen oder die Bauhütte selbst. Alle gehorchten sie dem Baumeister, der in der Hütte den Oberbefehl führte, und wer nicht Baumißlieb war, konnte ohne das Paßwort die Hütte nicht betreten. Sehr häufig waren die Hütten im Innern der Klöster und machten einen Teil derselben aus. Wo ein Münster, eine Stiftskirche oder ein Dom erbaut wurde, waren die Bauhütten neben der Baustelle angebracht.

Die freien Maurer hatten ihre eigenen Kaplane, welche zugleich Bauschreiber waren. Der Kaplan las jeden Tag eine Messe für die Bauleute in einer Kapelle, die meistens an die Hütte angebaut, oder doch ganz in der Nähe war. Die meisten Bauhütten wurden zur Zeit der Reformation aufgehoben. Nur wenige haben sich bis zur Auflösung des römischen Kaiserreichs und der Einführung der Gewerbefreiheit erhalten, womit dann auch die letzte Hütte verschwunden ist.

Es gab im alten deutschen Reiche vier Haupt- oder Mutterhütten: Straßburg, Wien, Zürich und Köln am Rhein, von denen die Hütte Straßburg den größten Teil Deutschlands beherrschte. In einem alten Manuskripte aus der Bauhütte von Straßburg lesen wir:

Und seynd dießmal 4 Haupthütten im Römischen Reich ausgerichtet und bestättigt worden, die Erste zu Straßburg, die Andere zu Wien, die Dritte zu Zürich, die Vierte zu Köln am Rhein. Die Straßburger Haupthütte hat in Handwerksachen zu gebieten, was abwendig der Noth ist, und Franken, laut uns an den Thüringer Wald und Pöbdenburg bis an das Ristumb gen Nischstädt, und von Nischstädt bis gen Ulm, von Ulm bis gen Augsburg, darzu von Augsburg bis an den Adel Prag, und bis an das Belschland, Meißnerland, Hessen und Schwabenland, diese sollen der Straßburger Ordnung gehorsamb seyn und den 10. Pfanning reichen.

Die Wiener Haupthütte beherrschte Ober-

Zuerst brannte das Deckensegel, und da dieses sich über den ganzen langen schmalen Raum hinzog, so war die ganze Theaterstraße im Nu von Flammen bedeckt, die mit Blitzschnelle auch die beiden Budenreihen aus Leinwand, Holz- und Baumwollvorhängen ergriffen. Die Verkäuferinnen konnten theilweise durch die Hintertüren ihrer Buden hinausstürzen, die Besucher und Käufer aber waren von zwei Flammenwänden eingerahmt, die nur an den Enden, also in einem Abstand von 80 Metern, Thüröffnungen hatten. Die Menge bestand ungefähr ausschließlich aus Frauen und jungen Mädchen, das männliche Geschlecht bildete noch nicht fünf Hundertstel der Anwesenden. Viele Damen waren von ihren halberwachsenen Töchtern begleitet, für die ein Wohlthätigkeitsbazar die übliche Gelegenheit ist, zum ersten Male mit dem Gesellschaftsleben in Berührung zu treten. In dieser von Natur nervösen, durch die Hitze, das Gedränge, die Kommodie der Begrüßungen und Unterhaltungen noch besonders aufgeregten Gesellschaft, brachte der Feuerschrei nothwendig die fürchterlichste Wirkung hervor. Unter gräßlichem Geheul, das weithin in die Nachbarstraßen drang und Vorübergehenden, die den Grund des Getöses nicht ahnten, der Bestimmung beraubte, drängte Alles den beiden Enden der Feuerzeile zu. Viele sanken sofort in Ohnmacht; was fiel, war todt, denn jede am Boden liegende Person wurde zerstampft, die Aermsten, die unter den Füßen der über sie hinrasenden Menge den Geist aufgaben, waren vielleicht nicht am meisten zu beklagen; sie starben in ihrer Bewußtlosigkeit wohl den leichtesten, schmerzlosesten Tod. Ungleich grauenhafter war das Loos der Nervenstärkeren, die in voller Besinnung die Feuergeisse entlang jagten. Sie brannten lichterloh wie die lebenden Fackeln Neros, und nur die Wenigsten von ihnen gelangten bis ans Ende der Marterbahn, sondern brachen bald zusammen, buchstäblich geröstet in den eigenen Kleidern und von den beiden Feuerwänden, die wie Bratmaschinen die Flammen auf sie warfen. Die Hinterbliebenen der Opfer haben nicht den Trost, daß diese vom Rauch erstickt wurden, ehe sie verbrannt, wie dies bei Theaterbränden die Regel ist. Sie wurden lebendigen Leibes eingäschert, denn Rauch entwickelte sich in dem offenen, nur von einem gleich zerstörten Segel bedeckten Raume fast gar nicht. In dem Gange zwischen den Buden wurden denn auch Leichen kaum gefunden. Aschenhäuflein mit einigen Metallresten von Knöpfen, Geldstücken, Schmuckfachen u. d. zeichnen dort allein die Stelle, wo Unglück-

liche von ihrem entsetzlichen Schicksal ereilt wurden.

Nur die den beiden Stirnseiten am nächsten Befindlichen konnten sich retten, doch auch von diesen nur die allerersten, denn um das Maß der verbrecherischen Gedankenlosigkeit vollzumachen, war der Boden des Bazars durch eine erhöhte Bretterbühne gebildet worden, von der drei Stufen hinunterführten. Die ersten, die an diesen halbbrecherischen Engpaß gelangten, sprangen mit weitem Satz hinaus, die Nächsten wurden von den wild Nachgedrängten wie aus einer Kanone hinausgeschossen und flogen im Bogen bis in die Mitte der Straße, wo sie hinschlagen und von den herbeigeeilten Nachbarn meist ohnmächtig aufgefunden wurden. Aber dann fielen die Folgenden auf den Stufen selbst nieder und verstopften den Ausgang. Im Nu häufte sich hinter ihnen ein Wall von Leibern auf, und nun war die letzte Möglichkeit der Rettung für die Eingeschlossenen verschwunden. An den Ausgängen fanden sich nachher die Haufen von Leichen, die noch einigermaßen Menschengestalt bewahrt hatten. Unter den schützenden Leibern blieben auch einige ohnmächtige Frauen am Leben, und aus dem schauerlichen Gewirre verkrampfter und in einander geflochtener Gliedmaßen konnten von außen manche Unverletzte oder Leichtverbrannte mit größter Anstrengung herausgerissen und in Sicherheit gebracht werden, wenn sie auch alle vollständig der Kleider entblößt waren.

Bezüglich der sträflichen Soziallosigkeit, mit welcher bei der großen Feuergefährlichkeit der Bazar eröffnet wurde, schreibt Rochefort im „Intransigeant“: Befürchtete der galante Polizeipräsident Lepine etwa, die Empfindlichkeit der aristokratischen Verkäuferinnen könnte verletzt werden wenn er ihre leichten und gefährlichen Einrichtungen durch zwei Feuerwehrlente mit ihren Schläuchen hätte überwachen lassen, wie dies in den Pariser Theatern geschieht? Ein einziger Wasserstrahl hätte genügt, um die Flammen zu löschen, die am Vorhange des Kinematographen emporzüngelten. Man hätte sich auf ein solches Ereigniß um so mehr vorbereitet sollen, als das Dach des Saales aus getheertem Segeltuch bestand, das durch ein brennendes Zündhölzchen in Brand gesteckt werden konnte. Herr Lepine hat seinen Freunden den furchtbaren Dienst erwiesen, sie ohne Hilfe verbrennen zu lassen. In der Sache hat Rochefort Recht. Die Feuerpolizei und die Feuerwehr müssen sich rücksichtslos in das privateste Unternehmen einbringen, zu welchem Hunderte von Menschen zugelassen werden.

Ein schwachvoller Zug in dem Trauerspiel ist, daß die am Eingang in der Rue Jean-Goujon ihre Herrschaften erwartenden Kasaiken fast durchweg beim ersten Nothschrei wie die Hasen davonliefen und nicht mehr gesehen wurden. Man zählt die treuen Diener die auf ihrem Posten blieben und wenigstens den Versuch machten, ihre Damen aus der Gefahr herauszuholen, was einigen auch gelang.

Nicht minder niederträchtig benahmen sich die Pförtner der meisten Häuser gegenüber dem Bazar. Sie schlossen beim Ausbruch des Feuers ihr Hausthor und waren nicht zu bestimmen, es den Flüchtenden und Verwundeten zu öffnen. Erfreuliche Ausnahmen bildeten die Stallgebäude des Barons Alphons Rothschild gerade dem Bazareingang gegenüber und das Hotel des Bankiers Porges. Besonders das Rothschild'sche Stallpersonal, unter dem Engländer zahlreich sind, hatte musterhafte Geistesgegenwart. In der Mitte des Hofraumes ist ein als Schwemme dienendes Wasserbecken; die Stallleute rissen aus dem Menschenmüdel am Bazareingang so viel Personen, wie sie konnten, rannten mit ihnen in ihren Hof und tauchten sie ins Wasser. So retteten sie Duzende von Frauen, denen die Kleider am Leibe brannten. Einzelne Personen nahmen von selbst diesen Weg des Heils, die meisten freilich zu spät, denn sie starben bald, nachdem sie aus dem Wasserbecken gezogen waren.

Obgleich in unglaublich kurzer Zeit die Feuerweh mit 6 Dampfsprizen zur Stelle war, konnte sie außer dem Schutze der Nachbargebäude nichts mehr ausrichten, da das entfesselte Element nicht eine ganze Viertelstunde zur Vernichtung des Brandobjektes und seiner Opfer gebraucht hatte!

Die Bauhütten im Mittelalter.

Maurerhof heißt der Raum, der auf der einen Seite des Turmes am Münster in Straßburg sich befindet, und in welchem der Leser gewiß schon Steinhauer an der Arbeit gesehen hat. Dieser Maurerhof war die frühere Bauhütte Straßburgs.

In den alten Zeiten wurde auf dem Plage, auf dem ein größerer Bau aufgeführt werden sollte, auch eine Bauhütte errichtet. Da in jenen Zeiten aber die Klöster es waren, die große Kirchen und zur Niederlassung geeignete Bauten errichteten, so waren die Bauhütten Jahrhunderte lang mit den Klöstern verknüpft. Die erste deutsche Bauhütte, die wir als eine feste

Körperschaft betrachten können, ist die Bruderschaft des hl. Aurelius der Benediktiner-Abtei zu Hirschau, im württembergischen Schwarzwaldkreise, welche von dem berühmten Abte Wilhelm gestiftet wurde, der ihr Regeln und Gebräuche vorschrieb.

Während der Ausführung eines Baues lebte die Baugesellschaft in festen Hütten beisammen, welche für alle Jahreszeiten eingerichtet waren. Die Arbeiter wohnten daselbst; es war ein Raum vorhanden zu ihren Zusammenkünften, Vorratskammern, ein Aufbewahrungsort für das Handwerkszeug, und endlich der Arbeitsschuppen oder die Bauhütte selbst. Alle gehorchten sie dem Baumeister, der in der Hütte den Oberbefehl führte, und wer nicht Bauintglied war, konnte ohne das Paßwort die Hütte nicht betreten. Sehr häufig waren die Hütten im Innern der Klöster und machten einen Teil derselben aus. Wo ein Münster, eine Stiftskirche oder ein Dom erbaut wurde, waren die Bauhütten neben der Baustelle angebracht.

Die freien Maurer hatten ihre eigenen Kapläne, welche zugleich Bauschreiber waren. Der Kaplan las jeden Tag eine Messe für die Bauleute in einer Kapelle, die meistens an die Hütte angebaut, oder doch ganz in der Nähe war. Die meisten Bauhütten wurden zur Zeit der Reformation aufgehoben. Nur wenige haben sich bis zur Auflösung des römischen Kaiserreichs und der Einführung der Gewerbefreiheit erhalten, womit dann auch die letzte Hütte verschwunden ist.

Es gab im alten deutschen Reiche vier Haupt- oder Mutterhütten: Straßburg, Wien, Zürich und Köln am Rhein, von denen die Hütte Straßburg den größten Teil Deutschlands beherrschte. In einem alten Manuskripte aus der Bauhütte von Straßburg lesen wir:

„Und seynd dießmahl 4 Haupthütten im Römischen Reich Aufgericht und bestättiget worden, die Erste zu Straßburg, die Andere zu Wien, die Dritte zu Zürich, die Vierte zu Köln am Rhein. Die Straßburger Haupthütte hat in Handwerksachen zu gebiethen, was abwendig der Nossel ist, und Franken, laut uns an den Thüringer Wald und Pödenburg bis an das Piftumb gen Aichstädt, und von Aichstädt bis gen Ulm, von Ulm bis gen Augspurg, darzu von Augspurg bis an den Abel Prag, und bis an daß Welschland, Meißnerland, Hessen und Schwabenland, diese sollen der Straßburger Ordnung gehorsamb seyn und den 10. Pfinning reichen.“

Die Wiener Haupthütte beherrschte Ober-

und Niederbayern, Böhmen, Mähren, Steyermark, Kärnten und Krain und das ganze Donaugebiet.

Die kölnische Hauptstätte beginnt ihr Gebiet bei dem Zusammenflusse von Rhein und Main, also bei Mainz, und geht abwärts bis in die Niederlande. Die Züricher endlich beherrschte Bern, Basel, Luzern, Schaffhausen, St. Gallen und die ganze Eidgenossenschaft.

Einer der berühmtesten Meister der Straßburger Hütte war Albertus Argentinus, der mit Albertus Magnus eine und dieselbe Person sein dürfte. Albertus Magnus wurde Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts geboren, und lebte um das Jahr 1230 als Benediktiner Mönch in Straßburg, wo er Theologie, besonders aber Philosophie, Mathematik und Physik lehrte, so daß ihm wohl der Name Argentinus (aus Straßburg) beigelegt werden konnte.

Die Straßburger Bauhütte war die berühmteste unter den Hütten geworden und blieb auch alleinig übrig, nachdem die Baukunst von der Geißlichkeit an die Städtebürger übergegangen war. J. W.

Ja, Bauer, das ist was Anders.

Im Jahre 1893 hat der Hinkende unter den Monatsprüchlein folgenden alten deutschen Spruch gebracht:

Wahrheit über Meer gezogen,
Gerechtigkeit nach Himmel geflogen,
Lügen und Gewalt sind auf Erden geblieben.

Dieser Spruch sagt uns, daß von jeher die Menschen am Leben leiden, und daß überall, wo es Menschen giebt, es auch menschelt. Schein und reine Aeußerlichkeit sind die Worte und die Thaten so vieler Menschen, welche die Kunst der Verstellung so weit geübt haben, daß der Mund immer anders spricht, als das Herz fühlt und der Geist denkt; daß im heißen Kampfe um das Dasein ein jeder Wolf oder Geier sein will, um sich nach Herzenslust an den Schafen und den Tauben sättigen zu können. Leider hat der Hinkende die Wahrheit dieses Spruches auf seinen Kreuz- und Querzügen durch das Land erfahren müssen: überall wird von Gerechtigkeit gesprochen, und die am lautesten darüber sprechen, sind oft so weit davon entfernt, wie das Niltal vom Leberthal. Es sind über Wahrheit und Gerechtigkeit schon so viele dicke Bücher geschrieben worden, daß man meinen könnte, man müsse sie blindlings finden können, und doch findet man nur die Frau Ver-

leumdung, oder die alte Bosheit unter dem Gewande der Wahrheit; Ehrgeiz und Ehrsucht, Eigennutz und Geldgier unter der Maske der Gerechtigkeit.

Da geht ein armer Mann hohläugig, unter der Last seiner Sorgen nieder gebeugt, hüftelnd durch die Straßen. Er selbst erst von einer schweren Krankheit halb genesen, er hat zu Hause vier kleine Kinder und eine franke Frau. Das Brot fehlt seit zwei Tagen, er ist eben auf dem Wege, bei den Reichen anzupochen und um Hülfe zu betteln. Hier verwehrt man ihm den Eintritt in das prächtige Haus, als wenn das Unglück mit ihm einziehen könnte; dort wird er hart abgewiesen, und am dritten Orte giebt man ihm, ohne ihn anzuhören, einige Pfennige, die kaum zu einem Stückchen Brot reichen. Wofür ist er arm? Armut ist heute das größte Hindernis, ein Mensch sein zu können. Es war abend geworden, das kaum gefühlte Fieber, das wochenlang seinen Körper ausbrannte, zieht glühend durch seine Adern. Vor sich sieht er den Fluß, dessen eintöniges Murmeln ihm Trost verspricht. Er sucht ihn in den Fluten, die zufließen über ihm zusammenschlagen. Zwischen Licht und Dunkel wird der Selbstmörder von zwei Männern auf einem Karren zum Gottesacker gebracht, und... eingescharrt.

Der reiche und vornehme Herr Goldner, Mitglied verschiedener Wohlthätigkeitsvereine, dessen Gaben alljährlich mit tiefgefühltem Danke die Zeitungen veröffentlichten, hat das Leben und seine Freuden in übervollem Maße genossen, und das vorzeitige Alter ist ihm nun zu einer unerträglichsten Last geworden. Wozu aber soll er jetzt büßen, was er in der Jugend gesündigt hatte! Genuß war sein Leben, und nun dieser ihm verwehrt ist, was sollte ihm noch das Leben! Eines Morgens lag er tot auf dem Bette, in Blut gebadet. Den Revolver hat man sofort beseitigt, und händeringend bitten die Seinigen um Schweigen. Bald hieß es, ein Blutsturz habe seinen Tod verursacht. Die Glocken erkönen dumpf und feierlich; die Straßen sind angefüllt mit schwarzgekleideten Männern, die Schulkinder treten an und singen ein Lied, der Geistliche spendet reiche Worte des Trostes; langsam bewegt sich der Zug durch die belebten Straßen zu dem Gottesacker... ein Marmorstein bezeichnet den Ort, wo der reiche... Selbstmörder unter Blumen begraben liegt. Beiden hat der alte Totengräber das Thor geöffnet, beide ruhen sie in derselben Erde der Ewigkeit entgegen, wo sie Gerechtigkeit finden werden, wo die Wahrheit sich vor aller Augen

zeigen wird. Aber hier auf Erben...!? — Ja, Bauer, das ist was Anders.

Ein ehrlicher Handwerksmann kommt zum reichen Banquier, oder zum frommen, salbungsvollen Rentner. Verzagt klopf er an und schüchtern bittet er um Stundung einer Wechselsumme, oder um Hülfe. Vergebens ist seine Bitte, als Antwort muß er die Worte hören: „Unmöglich! die Zeiten sind zu schlecht!... Ohne sichern Bürgen keinen Pfennig!... Geld selten, unmöglich!...“ Er mußte Bankrott machen, hing an zu trinken, endete im Spital, und seine Kinder sind verkommen.

Zu denselben Reichen tritt gleich darauf ein feiner Herr mit vielen Bücklingen, und bittet den Herrn Banquier, den hochverehrten Rentner, eine Summe zeichnen zu wollen für die Errichtung eines Denkmals für... nun, es werden heutzutage so viel errichtet, daß dem Hinkenden ganz der Name entfallen ist. „Mit dem größten Vergnügen, werden wir mitthun!“ rufen die Gelbmänner, wir haben es ja! In welchen Zeitungen wird denn die Liste veröffentlicht?... Gewiß in allen großen Zeitungen!... Und langsam, ihres Wertes bewußt, schreiten sie zum Kassenschrant. In ihrem Geiste aber rechnen sie aus, was die Freigebigkeit ihnen einbringen wird: „Titel Kommerzienrath... ein Orden in das leere Knopfloch. — vielleicht dem Fürsten vorgestellt... hu! es schwindelte ihnen! Was sind da lumpige zehntausend Mark... Wir haben es ja... Geld genug!... also zehntausend Mark!“

Schmünzeln verläßt der Herr die reichen Goldmenschen in dem Augenblicke, wo der ehrliche Handwerker aus der Schnapstneipe wankt. Warum hatte man für ihn nicht auch ein paar lumpige Mark?...

Ja, Bauer, das ist was Anders!

Soll ich diese Beispiele fortsetzen und zeigen, wie vom Niedrigsten bis zum Höchsten, nur der ein Mann ist, der etwas hat, und daß alle Bücklinge und Rückfichten nur für den sind, dessen Beutel gefüllt ist? Dabei kommt es bei der Welt nicht darauf an, wie er gefüllt wurde, ob da gerechtes oder erwuchertes, erpresstes, gestohlenes Geld darin ist, denn

Wer Geld hat, ist ein lieber Mann,
Und wär' mit Dreck er angethan!
Ach, Michel, sei ruhig und schweig!
Ach, Michel, sei ruhig und schweig!
Du kannst es doch nicht ändern...!

J. W.

Die längste Elle.

Fuhren da zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, der die Wege und Länder unsicher machte, mehrere Kaufleute aus Köln per Achse auf die Frankfurter Messe. Um den raubenden und plündernden Soldaten nicht in die Hände zu fallen, hatten sie eine Straße gewählt, die sonst nie von Kaufleuten befahren wurde. Doch sie waren verraten worden; schon sahen sie in der Ferne die Thürme Frankfurts, als plötzlich eine Schar mit Spießen Bewaffneter sie mit solchem Ungestim angriff, daß jede Gegenwehr für sie verberblich werden konnte. Die Räuber schlugen nun die Wagen auf, holten deren Inhalt hervor und nahmen, was ihnen gefiel. Die Tücher, Sammt, Atlas und Damaststoffe vertheilten sie unter sich, wobei sie sich ihrer langen Spieße als Elle bedienten. Vergebens weinten die Kaufleute und rangen die Hände, man spottete ihrer. Nur einer war unter ihnen, der dachte: „was willst du dagegen thun? laß es gehen, wie Gott es haben will!“ Und als sie nun an dessen Wagen kamen und sich anschickten seine Seide und Tücher mit den Spießen auszumessen, da stellte er sich zu ihnen, und lachte, daß er sich schüttelte. Die Räuber sahen ihn verwundert an, und fragten ihn, ob denn sein Verlust für ihn so lächerlich sei. Er aber antwortete: „Ich muß lachen! Ich habe Kaufmannschaft all mein Lebtag von Kind auf gelernt, und so manchen Markt und Messe in deutschen und welschen Ländern besucht; war auch zu Paris, wo doch eine lange Elle ist, aber all mein Lebtag habe ich keine so lange Elle gesehen, wie ihr da braucht! Gewiß, kämet ihr mit so gutem Make auf einen Markt, ihr hättet eure Ware gleich verkauft!“

Auf diese gute Rede lachten die Räuber auch, und einer von ihnen sagte: „Ich glaube, daß du auch ein feiner Geselle bist!“ und sie wurden einig, ihm seine Ware allesammt wieder zu schenken. Mit dem, was sie aber bereits gestohlen hatten, machten sie sich eiligst davon.

Sicherer Profit.

Michele: „Warum packst du denn deinem Herrn die Cigarren in die Stiefel?“ Peter: „Weißt du, wenn mein Herr jetzt nach Straßburg kommt, so wird er sagen: verfl... Doh, wie kannst du nur so dumm sein! Jetzt kannst du die Cigarren selber rauchen!“

Die verlassene Braut.

(Mit Bildern.)

Im Jahre 1700 war die alte Reichsstadt Mühlhausen noch nicht die große Industriestadt, der Mittelpunkt des schaffensfreudigen Lebens und der unermüdblichen Thätigkeit unseres Elsasses, wie sie es seitdem geworden ist. Man sah noch nicht die unzähligen hohen Schornsteine ihre dichten Rauchwolken über die Umgebung hinwälzen; ein kräftiges Bürgertum kennzeichnete die Stadt; die Geschlechter trugen noch nicht den müden, abgehetzten Zug, der heute auf dem Gesichte der Fabrik-Bevölkerung liegt, und die Sonne konnte ungetrübt und rein ihre Strahlen in den wenigen Straßen leuchten lassen, welche damals die Stadt durchquerten.

In einer dieser Straßen, welche zum Nesselthore führte, betrieb Meister Conrad in der niedern Werkstätte eines Hauses das ehrsame Schreinerhandwerk. Ihm zur Seite stand ein junger Geselle, namens Toni, der im Dachstübchen eine einfache Kammer inne hatte, diese aber nicht mit dem schönsten Prunksaale vertauscht hätte. Die Liebe verschönert auch den kleinsten, unahnsehnlichsten Raum, und Toni liebte von Herzen die Hanne, des Meisters tugendhaftes Töchterlein, und er wurde von ihr wieder geliebt, obgleich beide nur wenig Aussicht hatten, so schnell Mann und Frau zu werden.

Der alte Meister Conrad wollte einen vermögenden Schwiegersohn haben; Toni aber war

ein armer Bursche, der nichts hatte als seine zwei kräftigen Arme und den heißesten Wunsch, diese für Hanne arbeiten zu lassen. Conrad hatte wohl gemerkt, daß die zwei jungen Leuten sich gern hatten, doch seine Tochter kannte seinen Willen, und er war sicher, daß sie sich ihm fügen würde. Da eines Sonntags trat Toni vor ihn, und ohne lange Umschweife sprach er: „Meister, ich liebe Eure Tochter, sie liebt mich wieder. Ich will Euch ein guter Sohn und eine



„Gott zum Gruß, edler Herr, führt dieser Weg nach Straßburg?“

kräftige Stütze in Eurem Alter werden, sofern Ihr sie mir zur Frau geben wollt. Wenn nicht, muß ich Euer Haus verlassen, denn mit hoffnungsloser Liebe im Herzen kann ich nicht täglich unter einem Dache mit ihr wohnen. Nur eines will ich Euch noch fragen: wollt Ihr mir versprechen, mich als Schwiegersohn anzunehmen wenn ich einst mit Geld und Gut zurückkehre?“ Einen Augenblick blickten die beiden Männer sich scharf an. Aus den Augen Tonis sprach eine so deutliche Ehrlichkeit und Ergebung, daß Conrad unwillkürlich sich abwenden mußte. Endlich sprach er: „Daß du, ohne mich zu fragen, hinter meinem Rücken, zu meiner Tochter von Liebe gesprochen, mußt du nun büßen. Ich hätte dir von vornherein das Nutzlose eines solchen Beginns klar gemacht. Meine Tochter soll einen vermögenden Mann heiraten, und dabei bleibt es. Kommst du einst als solcher zurück, und ist sie dann noch lebzig, so werden wir der Sache näher treten. Ich lasse dich ziehen, und wünsche dir viel Glück.“

Als an diesem Tage der Schreinermeister

Conrad im „Toll“ saß, gemüthlich beim Glase Wein, hielt Toni seine Hanne fest umschlungen und nahm von der Schluchzenden wehmüthig Abschied. „Ich bleibe dir treu, Toni,“ sprach sie zu ihm, „möge da kommen, was wolle! Ich werde auf dich alljährlich an diesem Tage warten, bis an meines Lebens Ende, das schwöre ich dir!“ „Und ich,“ rief der Jüngling erregt aus, „ich werde suchen, Reichtum zu erwerben, und sollte ich mich dem Bösen mit Leib und Seele verschreiben müssen!“ — „Toni!,“ rief Hanne, und wehrte mit beiden Händen ihm ab, „Toni, rede nicht so gottlos! Reichtum, der vom Bösen kommt, würde uns nicht glücklich machen! Vertraue auf Gott und deine gesunden Arme, hoffe und sei mir treu, so kann noch alles gut werden!“

Es war ein herrlicher Sommerabend, als Toni, mit dem Ränzchen auf dem Rücken und dem Knotenstod in der Hand, die Stadt verließ. Die Sternlein erschienen eines nach dem andern droben am blauen Himmel, und blickten verwundert auf den einsamen Wanderer; zuletzt erschien noch der freundliche Mond, machte aber ein gar schiefes Gesicht, als er den Toni dahinstürmen sah, als wollte er in dieser Nacht noch dem ganzen Rheine entlang, bis nach Holland laufen. Da plötzlich erschrad Toni: er glaubte neben seinem Schatten einen zweiten Schatten bemerkt zu haben, der neben ihm herlief. Scheu blickte er sich um und sah, wie ihm ein Mann folgte. Dieser hatte einen weiten Mantel um sich geschlagen, und auf dem Kopfe trug er einen spitzen Hut, auf dem bei jedem seiner Schritte eine Hahnenfeder nickte. Ruhig blieb Toni stehen und wartete auf ihn, dann zog er bößlich seine Mütze und sprach: „Gott zum Gruß, edler Herr, führt dieser Weg nach Straßburg?“ Bei dem „Gott zum Gruß“ ließ der Fremde ein zürnendes Brummen hören, und seine Augen bligten seltsam auf; doch gleich darauf sprach er freundlich: „Und warum willst du, Geselle, heute noch nach Straßburg? Ist dir der Boden Mülhaufens so heiß unter den Füßen geworden, daß du bei Nacht und einsam davonläufst?“

Der freundliche Ton, in dem der Fremde sprach, that dem Toni wohl, und er erzählte nun von seiner hoffnungslosen Liebe, von der Treue seiner Hanne und von seinem Entschlusse, um jeden Preis reich werden zu wollen. „Ich scheue vor nichts zurück,“ rief er zum Schlusse leidenschaftlich aus, „auch vor dem Schwersten nicht, wenn ich nur bald zum Ziele gelange!“

Der Fremde lächelte still vor sich hin und blieb plötzlich stehen. „Du läufst mir zu schnell, Geselle!“ sprach er und holte tief Atem; „mein

Fuß schmerzt mich, und so kann ich nicht gleichen Schritt mit dir halten; ich muß ein wenig rasten. Also,“ fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „du bist ein tüchtiger Schreinergeselle und willst arbeiten, was man dir aufgibt?“ — „Gewiß, Herr! rief Toni, „alles!“ Wieder schwieg der Mann mit der Hahnenfeder auf dem Hute, dann sprach er: „So sind heute eure Meister alle; sie nützen eure Kräfte aus, bezahlen euch einen elenden Lohn, prahlen mit ihrer Biederkeit und ihrem Zunftsinne; kommt aber ein braver Geselle, der nichts sein nennt als seinen gesunden Körper, und freit er um des Meisters Tochter, so ist gleich Feuer unterm Dach, und der Burche muß eiligst ansziehen, wenn er sich nicht noch ordentlich verbrennen will. Dafür aber sehen es die ehrsamten Meister gern, wenn ihre schönen Fräzchen mit den feingepußten Herren vom Adel, die sich im Schlaraffenland ihre Titel geholt haben, die ihre Gesichter malen und ihren Körper mit recht bunten Lacken umgeben, losen und scharmieren; sie sind stolz darauf, wenn so ein spitzbärtiger Junker mit dem Degen an der Seite, oder so ein tollernder Landsknecht täglich das Pflaster vor ihrem Hause abtreten. So ein Meister scheint dein Conrad auch zu sein, und deine Hanne wird bald den armen Schreinergefelln vergessen haben.“

Alle diese Worte schnitten dem Toni tief ins Herz, und die Flammen der Eiserucht loderten auf und strahlten aus seinen Augen. „Herr,“ rief er, „da sei Gott vor! Eher gehe ich nach Mülhausen zurück, eher nehme ich meine Hanne mit in die weite Welt.“ Der Fremde lachte bei diesem Zornesausbruch Tonis und sprach: „Nun, nun, so schnell braucht das nicht zu gehen! Ich bin nicht abgeneigt, dich in meinen Dienst zu nehmen! Du bist ein forscher Geselle, vielleicht kannst du schneller reich werden, als du glaubst.“ — „Herr, ich will Euch dienen!“ rief Toni, „was soll ich machen, spricht!“ Freudig bligte es in des Fremden Auge auf, dann sprach er: „Du wirst mit mir nach Mülhausen zurücklehen, wo du die Nacht bei mir zubringen kannst. Morgen sobann gehe zu deinem Meister zurück, und für das andere laß mich sorgen.“

Toni war glücklich, und er wäre gern dem Fremden um den Hals gefallen, aber ihn hielt eine gewisse Scheu vor ihm zurück. Er ging an der Seite seines neuen Gefährten dahin, und hatte nun Zeit, sich ihn genauer anzusehen. Und was er da im Nebenlichte sah, behagte ihm keineswegs, und einen Augenblick lang kam ihm der Gedanke, doch seine eigene Wege zu gehen.

Das Bild aber seiner Hanne, der Glaube, irgend ein junger seiner Lasse könnte sie ihm wegnehmen und verführen, drängte diese Schein zurück und gab ihm den Mut, nunmehr alles zu wagen.

Als sie ans Messelthor kamen, ging der unheimliche Fremde auf einen der Türme zu und öffnete eine Thür, welche Toni sich nicht erinnerte jemals dort gesehen zu haben; dann winkte er ihm zu folgen. Sie erstiegen eine Wendeltreppe, die ein bläuliches Licht beleuchtete, ohne daß Toni sehen konnte, woher der Schein kam. Eine eiserne Thür, vor der sie angekommen waren, sprang frachend auf, so daß es dem Toni nun doch unheimlich zu Mute wurde.

Dieses ängstliche Gefühl aber steigerte sich noch, als er den gewölbten Raum betrat, denn alles schien dazu eingerichtet, einem Menschen das Gruseln zu verursachen. Da stand mitten im Raume ein schwarzer Tisch auf dem ein großes Buch aufgeschlagen lag, und auf dessen Blättern rote Figuren und Buchstaben gezeichnet waren. Einige Totenschädel grinsten hohläugig den Toni an, während einige Gerippe, die an der Wand hinter dem Tische hingen, in eine tanzende Bewegung gerieten. Rings herum an den übrigen Wänden standen Schränke mit Gläsern und Büchern angefüllt. Nun war es aber auch mit der erzwungenen Ruhe Tonis zu Ende. Zitternd stand er da und blickte nach der Thüre, durch welche sie gekommen waren, doch er konnte sie nirgends entdecken. Der Fremde merkte es und sprach lächelnd mit einer Stimme, die den armen Gesellen erschauern ließ: „Ich glaube, du wolltest dir des Schreiners Conrad Tochter gewinnen? Du bist ein Feigling, denn dein ganzer Körper bebt und zittert! Fürchtest du dich, so gehe, der Ausgang ist frei, und du schuldest mir keinen Dank!“ Toni blickte der Handbewegung des Mannes nach, und sah in

der That die Thür weit offen und den bläulichen Schein auf der Treppe. Doch glaubte er auch in diesem Augenblick das traurige Gesicht seiner Hanne zu sehen, die ihn vorwurfsvoll ansah. „Ich fürchte mich nicht,“ sprach er plötzlich mit fester Stimme; „mehr als der Teufel könnt Ihr nicht sein, und der hat bis jetzt keine Gewalt über mich gehabt. Aber Ihr wollt mir helfen mein Lieb zu erringen, spricht, und setzt Eure Bedingungen!“

Der sonderbare Mann blickte mit halbgeschlossenen Augen auf den Gesellen, dessen Auftreten ihm nicht zu mißfallen schien. Endlich sagte er: „Du bist ein keder Geselle, du gefällst mir! Setze dich dorthin und höre mir zu. Du willst mir dienen.“

— Hundert Jahre und länger, wenn es sein muß,“ unterbrach ihn Toni, „wenn ich mit Hanne nur einen Tag vereint leben kann!“ — „Biel versprochen,“ versetzte lächelnd der Fremde; „also hundert Jahre willst du mir dienen! Nun, deine Arbeit soll keine schwere sein, aber einen Vertrag müßten wir doch aufsetzen, denn auch der Teufel thut nichts umsonst und verläßt sich auf der Menschen

Worte nicht!“ — „Bevor ich das thue,“ sprach Toni, „muß ich doch zuerst wissen, wer Ihr seid, und was ich dagegen leisten soll!“ — „Richtig,“ sagte der Fremde, „so höre! Ich bin der böse Geist dieser Stadt, der die Guten ängstigt und quält, der das Böse will und verursacht. Ein leichtes wäre es mir, deine süße Braut mit dem Garne so einiger neuen à la Modeherren zu umstricken, denn ich kenne der Lockungen und der Mittel gar viele. Doch das würde zu viel Aufsehen erregen bei den ehrsamem Bürgerleuten, und so warte ich ruhig ab, bis ich mir meine Generation herangezogen habe, die leichter solche Dinge hinnehmen wird. Ich sehe diese Zeit voraus, ich sehe wie aus den engen Gassen Straßen, aus den niedern Häusern Paläste



Einige Totenschädel grinsten hohläugig den Toni an.

werden. Ein frommes, biederes Volk baut große Kirchen, aber Paläste erziehen aus einem ganz andern Geiste und ruhen auf ganz andern Baumitteln! Nun magst du mich Teufel, Satan oder Bösen nennen, das ist mir gleich; mein Reich besteht, und ich thronen in ebenso vielen Herzen, als eure Engel. Ich beglücke, die mir dienen, mit Ehre und Reichthum, und durch mich werden sie gefürchtet auf Erden. Alle ihre Wünsche erfülle ich, und dafür brauchen sie mir nur schriftlich zu geben, daß sie mir, die mir im Leben angehört haben, in Ewigkeit angehören wollen, denn von einem so guten Kameraden, wie ich es bin, trennt man sich nicht gern. So, und nun komme hierher! Toni stand auf und folgte ihm zu den Schränken. „Du siehst,“ sprach der Böse, „hier steht Flasche an Flasche, Büchse an Büchse. Darin sind eingeschlossen all die Laster und Verbrechen, Krankheiten und Plagen, welche je über die Welt gekommen und noch kommen werden. Hier die Pestilenz und der schwarze Tod; hier die Trunksucht mit all ihren schrecklichen Folgen, wie Armut, Elend, Sittenlosigkeit; dort der Neid, und die Mißgunst und die Eifersucht, und bei ihnen Mord und Toischlag; und hier in diesem Schrank der Hunger, und neben ihm die Schlemmerei mit ihrem erschreckenden Gefolge; der Aufruhr, die Empörung, der Umsturz alles Bestehenden und die Gesetzlosigkeit. All diese Flaschen und Büchsen sollen noch ihren Inhalt nach und nach über die Stadt und das Land ausgießen, und dazu benütze ich die Menschen, die sich mir verschreiben, als Werkzeuge, die müssen vorangehen und mich decken, damit das leichtlebige Völkchen den Teufel nicht sehe, der es am Stricke führt.“

Eine schreckliche Angst bemächtigte sich bei dieser Aufzählung und diesen Worten des im Herzen noch braven Gefellen; und als er jetzt wieder an den Tisch zurückkehrte und den Vertrag darauf liegen sah, wurde es ihm dunkel vor den Augen, und ohnmächtig fiel er auf den Stuhl zurück. Da fühlte er einen leichten Schmerz am Arm; er sah die Augen auf, und sah wie der Böse Blut, das ihm vom Arme rann, sammelte, eine Feder hineintauchte, sie ihm reichte und ihn aufforderte, seinen Namen unter den Vertrag zu setzen. Im Augenblick wo Toni die Feder ergriff, fühlte er, wie es schwer in seine Taschen rollte, und er hörte deutlich das Glirren des Goldes. Hastig beugte er sich über das Papier und, da er nicht schreiben konnte, wollte er drei Kreuze machen. Kaum aber hatte er das eine darauf gemacht, als ein fürchtbarer Krach erfolgte. Toni vernahm noch

ein Heulen und Stöhnen; ein unerträglicher Schwefelgeruch betäubte ihn, und er wurde von neuem ohnmächtig.

Frierend und doch in Schweiß gebadet erwachte endlich Toni. Die Sonne schien rein vom blauen Himmel auf den blassen Gefellen, der dort im Graben vor dem Kesselthore die Nacht zugebracht zu haben schien. Erstaunt blickte Toni um sich; war das ein Traum, war es Wirklichkeit! Er sprang auf; da fühlte er, daß seine Taschen schwer waren; er schlug daran, da hörte er es klingen wie Gold. Nun steckte er kühn beide Hände hinein und zog echtes, blankes Gold hervor. Gold! reich! All die Schrecken der Nacht waren vergessen; nur das stand ihm klar vor Augen, daß er reich, und der Teufel betrogen sei; er wußte genau, daß er nicht ein Kreuz fertig gemacht habe, drei Kreuze aber zur Unterschrift erforderlich seien. Wie er nun vergnügt aufjauchzen wollte, fühlte er plötzlich eine schreckliche Müdigkeit in allen Gliedern, die Augen fielen ihm zu, und er ging mühsam einem Hause zu, das am Wege stand. Dort warf er sich, ohne zu wissen, was er that, auf ein Lager, das in der Stube stand, und schlief ein.

Der Wächter am Kesselthor hatte in der Nacht den furchtbaren Donner Schlag gehört, die ganze Stadt war davon erschüttert worden, und man sah, wie eine schwarze Wolke vom Turme aufstieg und sich wieder darauf nieder senkte. Seit dem Tage ging das Volk nie mehr an dem Turme vorüber, ohne ein kaltes Grausen zu fühlen, und man nannte ihn von da ab den Teufelsturm.

Hanne, die unglückliche Braut, harrte ihres Toni von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr; er kehrte nicht wieder. Ihr Vater war gestorben, sie hatte Erlundigungen in allen Städten am Rheine und drüben überm Rheine einziehen lassen, Toni blieb spurlos verschwunden. „Und er kommt!“ sagte sie zu den Leuten, die sie zu trösten suchten oder ihrer spotteten. Sie hatte ihr Brautkleid fertig gemacht, und alljährlich an dem Tage, an welchem Toni von ihr gegangen war, zog sie es an und harrte ihres Bräutigams. Sie wurde älter und ruhiger, und eines Tages fand man die zur Greisin geworbene Braut in ihrem Brautschmuck tot auf dem Bette. Die Erde auf ihrem Grabe hatte sich mit jungem Grün geschmückt; das einfache Kreuz von Eichenholz war schon morsch und alt geworden, und immer war Toni nicht gekommen.

Es war im Jahre 1800. Mülhausen, die alte Reichsstadt, sah all die Greuel der französischen Revolution in ihren Mauern wüthen, sie selbst

ihre Freiheit verlieren und der allbesiegenden Republik in die Arme sinken. Schon war sie zur großen Industrie herangewachsen; ihre Straßen füllten sich täglich mit Tausenden von Arbeitern, die den großen Fabriken zuströmten, und deren Hände Fleisch ihr einen europäischen Ruf verschafften. Was der böse Geist vorausah, war teilweise schon eingetreten, und der Inhalt so mancher Flasche und Büchse hatte sich bereits über die Stadt entleert. Wo die niedern Häuser der ehrfamen Zünfte sich erhoben hatten, standen jetzt große Fabriken und Paläste; Sitten und Gebräuche waren andere geworden, und anders auch die Menschen. Die arme Hanne und ihr Bräutigam waren längst vergessen, und vergessen, daß einst ein Schreinermeister Conrad gelebt habe.

Da eines Tages erschien am Messethor ein altes Männchen mit langem, weißem Barte und ebensolchen Haaren. Die Haut war so runzelig und der Körper so abgezehrt, daß man meinte, er sei aus dem Grabe auferstanden. Febermann blickte ihn verwundert an, und verwundert schaute er um sich. Er fragte nach dem Schreiner-

meister Conrad, nach seiner Tochter Hanne, doch mittheilig lächelte man und schüttelte den Kopf. Er fragte, ob er in Mülhausen sei, und da betrachtete man ihn als geisteschwach. Traurig ging er durch die unbekanntnen Straßen, alles war ihm fremd, alles verändert. So kam er vor das Rathaus. Freudig suchte es in seinem Gesichte auf. Ja, das war das alte Rathaus noch, da mußte man ihm endlich Bescheid sagen können.

Mit Mühe stieg er die breite steinerne Treppe hinan, denn merkwürdig, er fühlte, wie seine Kräfte immer mehr nachließen. Doch auch dort suchte man die Achseln über den wunderlichen Alten und seine merkwürdigen Fragen, auf die

niemand antworten konnte. Da erschien ein alter Rathsreiber mit weißen Haaren, und betrachtete wehmütig den Toni. Er hatte viel als Kind von der alten Hanne, der alten heiratslustigen Braut, wie man sie nannte, gehört, ja er hatte sie sogar noch gekannt, „aber,“ fügte er hinzu, „das müssen schon hundert Jahre her sein, seitdem ihr Bräutigam sie verließ, sie selbst ruht längst im Grabe.“ — „Hundert Jahre!“ rief zitternd der Alte, der wiedergekehrte arme Toni! „Und ich glaubte nur eine Nacht geschlafen zu haben!“ Und nun stand ihm plötzlich wieder jene schredliche Nacht vor Augen; unwillkürlich steckte er die Hände in beide Taschen, doch er zog

nur wertlose Papierschnitzel heraus. „Wer dem Bösen nur eine Nacht gewährt,“ rief er plötzlich mit funkelnden Augen aus, „den hält er also hundert Jahre in seiner Gewalt! O Hanne, verzeh’ mir noch im Grabe!“

Lächelnd hatte man ihm zugehört; auch die Männer auf dem Rathause hielten ihn für kindisch. Mit gesenktem Haupte schleppte er sich noch bis zur Kirche, wo er in der Nähe des Altars zusammen-

brach, und wo man ihn tot auffand. Still wurde er der Erde anvertraut, die seine Hanne deckte. Kein Kreuz, kein Stein bezeichnete den Platz, wo der arme Toni endlich die ewige Ruhe genießen sollte. J. W.

Eine wertvolle Pfeife.

Die Lust nach dem Abenteuerlichen, oder die Furcht vor Strafe wegen irgend eines Vergehens oder Verbrechens, der jugendliche Leichtsinn oder der Troß haben von jeher so manchen deutschen Jüngling sein Vaterland fliehen und in fremde Dienste treten lassen. Dem einen



„Hundert Jahre!“ rief zitternd der Alte, der wiedergekehrte arme Toni!

ober dem andern ist es dann auch geglückt, auf fremder Erde seinen Weg zu machen; es zu Ehre und Stellung zu bringen; die meisten aber mußten unter harten Entbehrungen ein trauriges Dasein fristen, oder, wie die Fremdenlegionäre, unter der Hand blutdürstiger, ungesitteter Feinde ihr junges Leben lassen. Deswegen auch warnt der Hinkende Jeden vor einem solchen Schritt. Bleibet zu Hause, in der lieb gewonnenen Heimat, bei den teuren Eltern und Geschwistern, und seid denen eine Stütze und ein Trost im Alter, die euch in eurer Kindheit behütet und gepflegt haben.

In dem spanischen Karlistenkriege war besonders die, größtentheils aus Deutschen zusammengesetzte, Fremdenlegion berüchtigt, welche Frankreich förmlich an Spanien verkauft hatte. Die Legionäre, welche da für die Karlisten oder für die Christinos kämpfen mußten, nahmen es mit der Treue keineswegs genau, sondern desertierten von der einen Partei zur andern, wie gerade die Not oder die Hoffnung auf besseres Fortkommen es ihnen eingab. Die Liebe zum Vaterlande hielt sie nicht, und so suchte jeder seine Bequemlichkeit. Dennoch aber waren all diese Unglücklichen vom größten Heldennutze befeelt, was folgendes Ereigniß zeigt.

In der Schlacht bei Huesla, während des Angriffs, nahm ein Deutscher, der früher im 34. preussischen Infanterie-Regimente gebient hatte und nach Algier desertiert war, seinem toeben neben ihm gefallenen Kameraden die Pfeife aus dem Munde mit den Worten: „Eine Pfeife darf man nicht kalt werden lassen!“ Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als er von einer Kugel getroffen hinsank. Ein zweiter deutsche Deserteur nimmt auch ihm die Pfeife ab und sagt: „So will halt ich sie nicht verkalten lassen!“ Dieser hatte mehr Glück. Die Pfeife machte mit ihm den ganzen Feldzug mit,ehrte später mit ihm in die Heimat zurück, wo er sie als das kostbarste Kleinod zeigte und aufbewahrte.

J. W.

⊗ Schlamassel vun en Gewihr.

Das Meyerle vun Rheim hat gelaast e Gewihr, son e ganz langes, wu mer derimit schieße kann e Gans, oder e Herschluch, ober Haase, aß mer kriegt Haasebäl, wumit aß awer net schieße unsere Lait, worum? Un dorum, sie ferchte sich vor der groußen Kraching, wenn's loudgeht. Das Gewihr awer, das das Meyerle gelaast hat, is gewese geganneft vun en Ferster,

aß mern nennt Reviringsferster. Mit den Gewihr is gefomme ze gain das Meyerle uff Strosburg, un hot's angebote bene Herrschafte vun der Fersterei, un is aach komme zu dem Ferster, wu's is geganneft gewese. Der Ferster macht e Stuzing un sagt: „Hör! Meyerle, wu hätt'r das Gewihr her?“ Sagt das Meyerle: „Das will ich Jhne saage, Harr Reviringsferster; das Gewihr han ich angenomme an e Schulb, ich kann awer nit saage vun wem, worum? ufer, 's isch e groußer Herr.“ Sagt der Reviringsferster: „Meyerle, das sinn Skorem! Is mir doch ufer vor zwah Johr das Gewihr geganneft worre.“ Das Meyerle werd ganz blaß un sagte Kann ufer net sein! Das Gewihr haw ich länger aß zehe Johr!“ Der Reviringsferster is awer hochmer,² un nimmt das Meyerle mit uff Stadtgericht. Wie se genga am Kleberplatz vorbei, stehen dou e paar Jüdde beisamme, un e guter Frainb vom Meyerle. Dem ruft Meyerle, und sagt uff Lufmeloutisch,³ aß er sell mitgehn als Zeuge, aß das Gewihr sein gehört. Der Jesuff geht mit und verspricht bin Meyerle, aß er ihm helfe wurd. Kummte se ze gehn alle drei zum Stadtgericht un genga nein zum Assesser. Wie de Reviringsferster hat ggaht die Sache bin Assesser, guckt der sich das Meyerle und den Jesuff erst mol an und sagt dann: „Das Gewihr is dem Harrn Reviringsferster!“ Macht das Meyerle e grouße Budel, hebt die Rage zum Himmel, legt die Händ zamm un sagt: „Gnädischer Harr Assesser, das is ufer net esou! mein Gewihr siegt blous sou aus, wie das ihm geganneft worre is. Das Gewihr is mein, ich habs schon lang, arg lang, isch kanns beschwiere, un dou is e Zeug, der Jesuff, der beschwiert's aach!“ Fragt de Assesser de Jesuff, ob das Gewihr dem Meyerle gehört, un wie lang aß Meyerle das Gewihr hat. Der Jesuff sagt: „Jou, es is dem Meyerle; Wie lang? Nu, ganz lang, ufer arg lan... das Gewihr is e Familienstück... es is ufer mit dem Meyerle usgewachse.“ Ruft das Meyerle: „Hören se's, Harr Assesser, und aach sie, Harr Reviringsferster! Jou, wahrhaftig, 's is mein Gewihr!“ Springt awer der Assesser uff, un schreit, aß das Meyerle soll 's Maul halte, oder er lost'n in de Doufes⁴ werfe. Is das Meyerle worre ganz still. Frougt de Assesser wieder den Jesuff, wie aß'r beweise kann, aß das Gewihr schon so lang dem Meyerle is. Sagt der Jesuff: „Nu, isch kanns beschwiere, aß es is viel Johr dem Meyerle, isch kenns schon lang, jou, Harr Assesser, isch habs schon gekennt, wie es noch e ganze klahnes Pitztuhl is gewese!“

¹ Wägen, ² Klug, ³ Judensprache, ⁴ Gefängnis.

Da lache der Afseffer und der Rebirings-ferster, unn der Meyerle hat schon geguckt, wo die Thür is gewese, unn schnell naus ze kimme. Is awer der Pulizei kimme unn hat den Meyerle unn den Jesus in de Doufes gfhrt, bis aß er gsagt hat, vun wem aß er das Gewihr gefaast hat. Hat das Gewihr hergewe müsse, is um 10 Mark gstroft worre, unn is 2 Tag im Doufes gewese! Schlamassel genug! Bize Kapore!!

Wie sich der Jockel zu helfen wußte.

Daß der Esel ein gebulbiges, genügsames und dafür auch nur zu oft verspottetes Tier ist, weiß wohl jedermann, wohl aber auch, daß wenn ihm gerade eine üble Laune kommt, er das starrköpfigste unter den Tieren sein kann. Wenn der Esel nicht mehr gehen will, so bringen ihn weder Schläge noch gute Worte dazu. So erinnert sich der Hinkende einer lustigen Begegnung, die er vor Jahren einmal in den Bergen unseres Wasgaus hatte. Trifft er da den Sennjockel gemüthlich hinter seinem Esel den Berg ansteigen und seine Pfeife schmauchen. „Nun, Jockel,“ redete ihn der Hinkende an, „du scheinst keine Eile zu haben, und doch dampft die Suppe in der Sennhütte schon auf dem Tische.“ Der Jockel, hungrig wie alle Sennen sind, wenn sie von Morgens bis Mittags nichts gegessen und hart gearbeitet haben, schnalzte mit der Zunge und wollte seinen Esel zu größerer Schnelligkeit antreiben, um noch zur rechter Zeit zum Essen zu kommen. Das Tier aber, das etwas unsanft aus seinem gemüthlichen Gange aufgestört wurde, sträubte sich, warf sich auf die Erde und war nicht mehr zum Aufstehen zu bewegen, trotzdem Jockel einen Hagel von Schlägen auf seinen Rücken fallen ließ. Einen Augenblick blieb Jockel sinnend stehen, plötzlich hellte sich sein Gesicht auf, und er sagte zum Esel in spöttischem Tone: „An Verstand kannst du mich vielleicht überreffen, aber an Kraft doch nicht!“ Dabei packte er das Tier bei den Beinen, warf ihn sich über die Schultern, bestieg mit seiner Eselladung den Berg und kam gerade zurecht, als die andern sich zum Essen niederlegten.

Dem Esel aber soll diese Art und Weise, auf den Berg zu kommen, ganz gut gefallen haben, und aus Keibestärken schrie er vergnügt sein Ja! als er wieder auf den Beinen stand.

J. W.

Die Räuberschenke im Thüringer Walde.

(Mit Bild.)

Der Hofrat Dr. H. v. Schubert erzählt in seinen Jugend-Erinnerungen folgende Geschichte:

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts reiste eine kleine Gesellschaft von Studenten von Halle aus über Jena, wo sich noch einige daselbst Studirende ihnen angeschlossen, und dann weiter durch den Thüringer Wald nach Franken. Unter der, aus acht Jünglingen bestehenden Gesellschaft war auch der Großonkel meines Schwagers. Die Jünglinge übernachteten, nach kurzer Tagreise, in einem vor dem Eingang des Thüringer Waldes gelegenen Dertchen. In der Nacht und am anderen Morgen regnete es heftig, erst gegen Mittag heiterte sich der Himmel auf; da rüsteten sich die jungen Reisenden zum Abmarsch. Als dies der Wirt, sowie der eben anwesende Stadtschreiber des Dertchens sahen, redeten sie ihnen dringend zu, doch heute noch zu bleiben und lieber erst am anderen Morgen recht früh aufzubrechen, denn in einem halben Tage könnten sie nur mit Mühe bis in die Mitte des Waldes kommen, in eine Gegend, wo zwar etliche Wirtshäuser ständen, welche aber mit Recht sehr verrufen, und wegen mehrerer seither geschehener Mordthaten in großem Verdacht wären.

Die jungen Leute waren sämtlich, nach damaliger Sitte, mit Sektengewehr versehen und dabei leichten, guten Mutes. Einer von ihnen war erst im vorigen Frühling von seiner Heimat in Franken her durch den Wald gereist und es war ihm nichts passiert; die acht Starken lachten daher über die Bedenlichkeiten des guten Stadtschreibers und des Wirtes, und äußerten: sie hätten Eile, und was das Räubergesindel beträfe, so meinten sie, solle dies eher Ursache finden, sich vor sich ihnen zu fürchten, als sie sich vor ihm. Sie nahmen dann kurzen Abschied von den beiden ängstlichen Leuten und machten sich mit rüstigen Schritten auf den Weg, über die Höhe der Rallberge hinauf nach dem waldbewachsenen Gebirge. Den mühseligen Gang, auf schlüpfrigem Boden und durch den düstern Wald der hohen Tannen, kürzte der Gesang manches frohen Liebes und munteres Gespräch ab. Als gegen Abend die Schatten der Tannen immer dunkler wurden, sahen sie, beim Hinabsteigen in eine Thalschlucht, das Wirtshaus vor sich, einsam an einem über Granitgestein rauschenden Bach gelegen.

Der Großonkel meines seligen Schwagers

hat oft erzählt, ihm hätte geschauert, da er in das Haus eingetreten sei und die beiden Wirtseute, die so ganz besonders auf die Reisenden blickten, gesehen habe, besonders da der Hund, welchen einer der Reisegefährten bei sich hatte, nicht habe wollen über die Schwelle gehen, sondern winzelnd und scheu vor der Thüre herumgelaufen sei, bis ihn der Wirt mit den Worten: „das kleine Hündlein fürchtet sich vor unserem Hunde, der thut ihm aber nichts,“ auf den Arm genommen und hereingetragen habe. Wahrscheinlich ging es den anderen jungen Starcken auch nicht viel anders, als dem Großoheim meines Schwagers. Sie waren so ziemlich still, bis das Abendessen kam, und hernach beim Rauch des Tabaks und einem Glas Bier die Gespräche der jugendlichen Kebseligkeit wieder angesponnen wurden.

In der Mitte des Zimmers stand eine dicke hölzerne Säule, welche vom Boden bis zur Decke hinaufragt und diese zu stützen schien. Um diese Säule herum ordnete jetzt die Hausmagd das Nachtlager von Stroh für die jungen Reisenden so an, daß die Kopfkissen, die man auf die Lehnen der umgestürzten hölzernen Stühle gelegt hatte, an die Säule zu liegen kamen. Die jungen Leute wunderten sich über diese Einrichtung ihres Nachtlagers und fragten nach der Ursache derselben; die Hausmagd antwortete scherzend: „es geschehe deshalb, damit die jungen Herren mit Händen und Füßen hübsch weit und bequem auseinander lägen, und bei Nacht keinen Streit anfangen könnten.“ Die Jünglinge lachten, und ließen die Anordnung sich gefallen.

Sie waren alle von dem schlechten Weg ziemlich ermüdet; als daher in dem Wirtshaus, wo außer ihnen heute kein einziger Gast übernachtete, alles still geworden war, beschloßen sie sich zur Ruhe zu begeben. Vorher aber verriegelten sie die Thüre und nahmen ihre gute Waffen zur Hand. Die Jünglinge der damaligen Zeit pflegten aber stets auf mehr als eine Weise gewaffnet zu gehen. Man schämte sich nicht, weber zu Hause, noch auf Reisen, des lauten gemeinsamen Gebets am Morgen, und bei Tische oder des Abends vor Schlafengehen, und selbst die Fuhrleute jener Zeit sah man niemals sich der ersehnten Ruhe überlassen, bevor sie nicht aus ihrem Reisegebetbuch oder aus dem Gedächtnis und Herzen ein christliches Gebet gesprochen hatten. Unter jenen acht Jünglingen waren überdies einige, welche die Lehren der damaligen ersten Gottesgelehrten in Halle und in Jena nicht bloß mit den Ohren, sondern mit den Herzen

erfaßt hatten. Unsere Jünglinge beteten daher miteinander das kindlich kräftige, herrliche Abendgebet aus Arndt's Paradiesgärtlein, das Gebet, das an Ernst und Innigkeit nie von einem andern Abendgebet übertroffen worden ist, und dann das gute alte Lied: „Herr, es ist von meinem Leben wiederum ein Tag dahin.“ Der Großoheim erzählte, da der Bers gebetet worden sei: „Steuere den gottlosen Leuten, die im Finstern Böses thun“, da habe ihn ein Schauer, aber auch ein Gefühl des festen Vertrauens auf Gottes Schutz ergriffen.

So, mit den Waffen in der Hand und im Herzen, legten sich denn unsere acht Reisenden nieder. Aber einen unter ihnen ließ eine unerklärliche Angst nicht einschlafen. Ihm ging es wie dem kleinen Hund, den sie bei sich hatten, welcher auch, als sein Herr sich niederlegte, ein Gewinsel erhob und, obgleich er gestraft worden war, durchaus keine Ruhe hatte, sondern immer an der Seite des Herrn herumließ und winselte. Endlich wurde die Unruhe bei dem jungen Reisenden so groß, daß er selber eilig vom Lager aufsprang und auch nicht abließ, seine anderen sieben Gefährten zu rütteln und zu schütteln, bis er sie endlich bewogen hatte, von der Streu aufzustehen und, so sehr sie auch über diese Zubringlichkeit murrten, sich zu ihm an den Tisch zu setzen. Sie hatten sich ein Licht wieder angezündet, einige suchten sich durch den Rauch der von neuem in Feuer gesetzten Tabakspfeife und durch das noch vom Abendessen her zurückgebliebene Bier munter zu erhalten. Die anderen schliefen mit dem Haupt auf den Tisch gelehnt. Da auf einmal geschah ein fürchterlicher Schlag. Von der Decke war eine schwere Maschine, die vorher wie ein Kranz oben die Säule umgeben hatte, herabgestürzt und hatte die Lehnen der umgekehrten Stühle, auf denen vorher die Köpfe der Reisenden ruhten, in Splitter zermalmt.

Die Reisenden sprangen erschrocken auf und stellten sich mit ihren gezückten Hirschfängern an die Thüre hin, denn mit Recht erwarteten sie von hier herein eine Fortsetzung des versuchten Mordanschlages. Sie hatten sich nicht geirrt. Man hörte von der Treppe herunter Stimmen und eilige Fußtritte. Der Riegel war so eingerichtet, daß man ihn von außen zurückziehen konnte. Die Thüre geht auf, der Wirt und noch zwei Gesellen mit ihm treten ein, in der Meinung hier nur noch Leichname oder tödtlich Verwundete zu treffen. Die acht Jünglinge empfangen aber die Mörder mit so kräftigen Streichen ihrer Waffen, daß der eine zu Boden

en daher
herrliche
Agartlein.
ni nie son
m werden
err, es ist
g dahin.
s gebotet
uten, die
än ein
en Ver-
und im
eisenben
ne uner-
ging es
botten,
gte, ein
worden
n immer
infelte.
en Wei-
n Lager
anderen
eln, bis
Strun
eie Zu-
en Tisch
er ange-
uch der
ie und
rückge-
anderen
elebt.
Schlag,
ime, die
umgeben
nen der
ger die
ter zu-
auf und
sfängern
worten
des ver-
ich nicht
herunter
gel war
jardel-
r Wirt
ein, in
der Ab-
ingunge
zürigen
Boden



sinkt, die beiden andern stark verwundet sich zurückziehen.

Die jungen Kämpfer verammeln nun, so gut es gehen will, die Thüre und erwarten in beständiger Furcht eines neuen Angriffs den Morgen. Die Nacht geht aber ohne weiteren Schrecken vorüber. Bei Tagesanbruch machen sich dann unsere Reisenden, eng aneinander geschlossen und die Waffen in der Rechten, auf den Weg, und die Furcht beflügelt so ihre Schritte, daß sie schon vor 10 Uhr im nächsten herzoglich Sächsisch-Meiningschen Orte sind, wo sie den Vorfall den Gerichten anzeigen. „Bei solcher Gelegenheit lernt man beten,“ fügte der alte Großohm seiner Erzählung hinzu.

Ein rätselhafter Brief.

Folgenden Brief schrieb eine Mutter an ihren Sohn, welcher in der Fremde war und ihr seine Heimkehr angezeigt hatte. Es würde den Hinzukommenden freuen, wenn irgend ein Leser den Sinn herausbrächte und ihm mitteilen wollte. Wenn nicht, so muß der Hinzukommende selbst suchen des Briefes Sinn zu lösen. Nächstes Jahr wird er dem Leser dann das Ergebnis schreiben.

„über Saalvieh Us,

„das thu jeh Mieth gelt kuhmsch Ha ih vun
„ühferm her Goth Ehrbrieget, Den S hüßli
„isch seh Veri Fahle das ih Nim Me dar
„Kinne Wonne sah, Ere Bent ahn Ahlen
„enten Na Unn isch Au te fen Sterle möh
„Der sohr, Gule dih nor Ess gar vol ze
„Saame bahlt, präng au Probt müt, ih ha
„scho Sieb Erpäng, stecke bissli meh, for
„Frahb Zötternt dai

arm Gsmüet Terli
Spickel Hauptsketterli.

Gemeinnütziges.

Wundsein der kleinen Kinder.

Wohl jede unserer verehrten Leserinnen hat mit dem äußerst lästigen und hartnäckigen Wundsein der kleinen Kinder zu kämpfen gehabt; man wandte bisher verschiedene Mittel dagegen an, wie Zinksalbe und eine große Anzahl moderner Präparate, erreichte jedoch niemals eine prompte und andauernde Wirkung. Ein rühmliche Ausnahme von den letzteren machen die von der allbekannten Firma H. Trommsdorff in

Erfurt schon seit beinahe 10 Jahren in den Handel gebrachten Sozodol-Präparate, gegen das obengenannte Uebel, speziell das Kalium-Sozodol. Die Wirkung desselben bei wunden Hautstellen ist eine so rasche und sichere, wie sie bisher von keinem andern Präparat erreicht worden ist. In neuerer Zeit sind von der oben genannten Firma einige viel gebräuchliche Verreibungen der genannten Präparate in fertiger Packung in den Handel gebracht worden, so das Sozodol-Wundstreupulver und die Sozodol-Wundsalbe, die gegenüber den Taxpreisen der Apotheken erheblich billiger erhältlich sind, und können wir daher unseren verehrten Leserinnen es angelegentlich empfehlen, im Bedarfsfalle einen Versuch mit diesen Verreibungen zu machen. Die Preise u. s. w. sind aus den Inseraten zu ersehen.

Lustige Ecke.

(Schwäbisch-Bayerisches.) In der Heilbronner Ausstellung findet sich an einem ausgestellten Faß folgender Vers:

Uffrichtig und gradaus,
Gutmüthig bis dortnaus,
Wenns sei' muß, au saugrob,
Dös ist der Schwob.

In den letzten Tagen schrieb nun ein „Münchener Kind“ darunter:

A bisl raufen,
Recht viel saufen,
Frish, froh und frei,
Beharlich und treu,
Für'n König durchs Feuer,
Dös ist d'r Bayer.

Auch eine Passion.

Richter: „Aber, Hansbauer, da seid Ihr ja schon wieder vor Gericht! Immer wegen Schlägerei!“ Hansbauer: „Ja, wissen's, Herr Richter, so Gerichtssitzungen sind halt von jeher meine Passion gewesen.“

Auflösung der Rätselnüsse.

1 2 3 4 5 6 7 8

- I. Schlange-s-e-h-l-a-n-g-e.
- II. Lumpen.
- III. Frauenhaar.
- IV. Steckbrief.
- V. Pantoffel.
- VI. Babel, Bibel, Bebel.

Die hauptsächlichsten Weltbegebenheiten im verfloßenen Jahre.

(Von September 1896 bis August 1897).

In einem Jahre passirt viel, und es mag Einem, so er sein Leibblatt tagein tagaus liest, schon im Kopfe schwirren, wenn er zwölf Monate später an den Fingern gleichsam noch herfagen soll, was sich Alles zugetragen. Wenn man so den langen Weg der Ereignisse, die sich in ununterbrochener Reihenfolge in der kurzen Zeit eines Jahres aufeinander häuften, zurückschreiten, wenn wir alle die manigfachen, verschlungenen Pfade und Wege, deren gewaltiges Netz wir von der Höhe überschauen können, nunmehr unverschleiirt vor uns sehen, dann wird uns Manches klar, was uns gar dunkel schien, dann beugen wir demüthig das Haupt vor unserm Herrgott und sagen: „Herr deine Wege sind wunderbar!“ Was unserm kurzichtigen menschlichen Verstande in dem Augenblicke, wo du uns zum Wege führtest, nicht einleuchten wollte, es ist uns jetzt, nachdem wir zurückschauen, nachdem wir aus den Schluchten und Hohlwegen auf eine freie Höhe gelangt sind, klar und verständlich.

So ergeht es auch dem Kalenderschreiber. Gutes und Schönes sieht er, wenn er einen Blick in die Vergangenheit wirft; Schlimmes und Böses des Vielen aber auch. Vorerst sei auch in diesem Jahre der freudigen Genugthuung Ausdruck gegeben, daß es für unser Vaterland ein Jahr des Friedens und, von Zwischenfällen abgesehen, auch ein Jahr der gesegneten Arbeit gewesen ist. Des Friedens, denn zu dem wie ein Damoklesschwert über uns schwebenden großen Kriege, zu dem alle europäischen Staaten sich rüsten, ist es auch in dem verfloßenen Jahre nicht gekommen. Die Rüstungen aber, zu welchen dieser bewaffnete Frieden die europäischen Staaten zwingt, bilden deshalb eine nicht minder betrübende Ein- und Aussicht. Harrend, in Waffen stehen die Völker sich gegenüber, nur den Augenblick abwartend, in welchem der Befehl zum Losschlagen ertheilt wird. Enorme

Summen muß das Volk aufbringen, das Heer, das zum Schutze des Vaterlandes bereit stehen soll, zu ernähren und so auszurüsten, wie es die moderne Kriegstechnik, wie es der Fortschritt in der Erfindung von Waffen und Instrumenten zur Tödtung der Nebenmenschen, zur Hinnekelung der Massen erfordert. Ein bedauerlicher Zustand, so sagen wir; ein nothwendiges Uebel, so sagen andere. Wir wollen nicht richten, wer im Rechte ist.

Wenden wir unser Auge zu den Ereignissen, die sich in unserm engeren Vaterlande zugetragen haben und legen wir uns die Frage vor: was hat das Jahr 1897 den Elsaß-Lothringern gebracht? so darf die Antwort wohl gerechtfertigt erscheinen: In politischer Richtung nicht viel Gutes; in Bezug auf den Segen, den man von der Arbeit zu erwarten gewohnt ist, das Gleiche! Ganz besonders war es der Monat Juli in diesem Jahre, der die Frucht der Arbeit von tausenden unserer biederen Landwirte zu schanden machte. Ganze Strecken unseres kleinen Landes wurden von schweren mit Hagelschlag verbundenen Gewittern und Stürmen heimgesucht, welche die ganze Ernte zerstörten und auf Jahre hinaus den unberechenbarsten Schaden anrichteten. Die Not war groß, sehr groß; es mußte geholfen werden, rasch geholfen werden. So zeigte sich denn auch allerorts die Nächstenliebe, der Zug zur Wohlthätigkeit dem bedrängten Nachbarn und Landmanne gegenüber. Die von dem Unwetter verschont gebliebenen Gemeinden waren sofort bereit, Hilfe in Gestalt von neuen Setzlingen u. s. w. den Betroffenen zukommen zu lassen; in den Städten, namentlich auch der Reichslands-Hauptstadt bildeten sich Comites, welche die Sammlungen für die Hagelbeschädigten in die Hand nahmen, Concerte und andere Aufführungen wurden zu Gunsten derselben veranstaltet; Hoch und Niedrig trug dazu bei, Hilfe zu bringen. So spendete S. M. der

Kaiser, dessen Wohltätigkeitsinn sich ja in so vielfacher Weise bekundet, eine Summe von fünfundzwanzigtausend Mark, nicht minder großmütig zeigte sich der Fürst Statthalter von Hohenzollern-Langenburg und viele hoch- und niedergestellte Bürger und Beamte. Mögen Alle in dem Bewußtsein, an einem edeln Werk beigetragen zu haben Befriedigung finden; des Dankes des elsäß-lothringischen Bauernvolkes dürfen sie alle, große und kleine Geber, sicher sein.

Und was hat sich in Elsäß-Lothringen in politischer Beziehung ereignet? Was hat sich gebessert? Sind uns die so häufig reklamierten Freiheiten zu Teil geworden? Werden wir nach nunmehr 26-jähriger Zusammengehörigkeit zum deutschen Reiche mit unsern Brüdern in Deutschland als gleichberechtigte Bürger anerkannt und als solche behandelt? Leider müssen wir diese Fragen alle verneinen! Trotzdem die elsäß-lothringische Bevölkerung fünfundzwanzig Jahre lang den Beweis geliefert hat, daß sie ein ruhiges, bedachtames, arbeitliebendes, die Gesetze hochachtendes Volk ist, trotzdem seufzen wir auch heute noch unter den harten Ausnahmegeetzen, unter dem Diktaturparagraph, welcher dem Statthalter außergewöhnliche, einem freien Volke gegenüber nicht berechnete Vollmachten zugesieht; noch immer haben wir ein Preßgesetz, welches den freiheitlichen Errungenschaften unseres Jahrhunderts Hohn spricht, und Vieles Andere mehr, das von unsern Volksvertretern bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, im Landesauschuß wie im Reichstage bekämpft wurde, dessen Aufhebung und Besserung von ihnen verlangt, aber leider, trotz der eindrucksvollsten Reden, trotz der trefflichsten Argumente, nicht durchgesetzt werden konnte. In vielen Kreisen wundert man sich über die rapide Zunahme der Zahl der Unzufriedenen, besonders bei Gelegenheit der Reichstagswahlen, die allein das richtige Bild der Stimmung im Volke zu geben vermögen, man wundert sich, daß die Zahl der Anhänger der extremsten Partei, der Sozialdemokratie, nicht allein in den elsäß-lothringischen Groß- und Fabrikstädten sondern auch auf dem platten Lande zusehends wächst und fragt sich wie dies möglich sei, da besonders bei den Reisen und Empfängen der hohen Beamten, vielfach auch bei sogenannten

patriotischen Anlässen, das Volk begeistert mitmache. Der Kalenderschreiber wäre nicht darum verlegen auf diese Fragen die richtige Antwort zu geben.

Ein weiteres Ereignis des ablaufenden Jahres bildete die Feier des 25-jährigen Jubiläums der Kaiser Wilhelms-Universität in Straßburg. Das Fest führte zahlreiche frühere Söhne der Alma mater wieder einmal in die Stadt, in welcher sie einen schönen, wenn nicht den schönsten Teil ihrer Jugend zu verleben das Glück hatten. Das Fest, welches drei ganze Tage in Anspruch nahm, verlief in der würdigsten Weise und wird allen Teilnehmern in angenehmster Erinnerung bleiben.

Gestattet uns auch der uns im Kalender zur Verfügung stehende Raum nicht, all die Theuren aufzuzählen, die uns der unerbittliche Tod im Laufe des Jahres entrißen hat, so gebietet uns doch die Pflicht der Dankbarkeit und der Anerkennung erworbener Verdienste, des Todes eines Mannes zu gedenken, der auch dem „Sinkenden Boten am Rhein“ im Leben nahe gestanden ist — des am 14. Juni nach kurzer Krankheit unerwartet rasch dahingeshiedenen Herrn Gustav Fischbach, Direktor des „Elsässer Journals“ und „Niederrheinischen Kuriers“, Beigeordneter der Stadt Straßburg. Gustav Fischbach war sowohl in Kunst und Wissenschaft als auch im politischen Leben ein vielfach thätiger, hochgeschätzter Sohn seiner Vaterstadt und des Elsasses und zeichnete sich besonders durch strenges Pflichtgefühl aus. Als Beigeordneter des Bürgermeisters war er mit der Leitung der Kommission des Straßburger Stadttheaters betraut. Auf dem Gebiete der Literatur hatte der Verstorbene ebenfalls manchen Erfolg zu verzeichnen. Das Theater verdankt ihm mustergültige Uebersetzungen von Molières „Geizhals“ und „Gezierte Frauen“. Bekannt sind auch seine Skizzen unter dem Titel *Au hasard de la plume*; und welcher rechte Straßburger oder Elsässer kennt nicht seine Geschichte der Belagerung Straßburgs, deren neue Auflage mit künstlerisch farbigen Illustrationen kurz vor seinem Ableben fertig wurde. Politisch gehörte Gustav Fischbach der autonomen Partei an. Lange Jahre durch das Vertrauen seiner Mitbürger Mitglied des Be-

zirkstages und des Landesauschusses, trat er wo sich hiezu Gelegenheit fand mit aller Entschiedenheit für die Interessen und ganz hesonders für die Freiheiten seiner Mitbürger ein. Ob er wohl — wäre ihm auch ein längeres Erdenleben beschieden gewesen — jemals, die Freiheiten die das elsässische Volk sich noch erst erringen muß, erlebt hätte? Möge dem braven Manne, dem Straßburg so vieles verdankt, die Erde leicht sein.

Gedenken wir jetzt der weiteren Begebnisse des Jahres im deutschen Reiche, so sei vorerst der in allen Bundesstaaten in großartigster und feierlichster Weise begangenen Jahrhundertfeier Kaiser Wilhelm I. erwähnt. Aber auch Anderes, das einen gar trüben Einblid in manche Verhältnisse thun läßt, meldet die Chronik. Wir erinnern nur an den Prozeß Veckert-Lützow, an den darauffolgenden Prozeß Tausch, an die Affaire Roge-Schrader. Schon über diese wenigen Punkte ließen sich Bücher schreiben, und fordern dieselben zu Betrachtungen heraus, die den Beteiligten gewiß nicht zur Ehre gereichen, andererseits aber auch zur Verurteilung eines Systems zwingen, das solches Unkraut Wurzel fassen läßt.

Ein allseitig mit Freude und Genugthuung begrüßtes Werk hat der Reichstag im Laufe dieses Jahres zum Abschlusse gebracht: Das Bürgerliche Gesetzbuch — ein Werk des Friedens und der Freiheit, dessen Inkrafttreten vielleicht dahin wirken wird, daß auch Elsaß-Lothringen auf allen Gebieten mit den anderen deutschen Reichsstaaten gleichgestellt wird.

In Preußen versuchte die Regierung im Bunde mit der Partei der Hochconservativen ein Attentat auf die Vereins- und Versammlungsfreiheit, das indessen mißlungen ist. Die Vereins- und Versammlungsgesetz-Novelle, deren reactionärer Charakter mit dem Namen von der Recke verknüpft bleiben wird, wurde nach wiederholter Lesung im Herren- und Abgeordnetenhaus abgelehnt und damit, hoffentlich wenigstens, für immer begraben.

Einen schweren, fast unerfesslichen Verlust bildete für das Postwesen nicht allein Deutschlands, sondern der ganzen civilisirten Welt, das Ableben des Herrn Generalpostmeisters von Stephan. Sein Nachfolger ist ein früherer General, Herr v. Podolski. Daß die

Wahl des Herrsches gerade auf ihn, einen Nichtfachmann fiel, will man im Volke nicht recht begreifen. Hoffen wir, daß sich die Befürchtungen, die sich an diese Wahl knüpfen, nicht verwirklichen, sondern der General ein wirklicher Nachfolger seines Meisters v. Stephan, also ein tüchtiger General-Postmeister werde, der des Kaisers Wort eingedenk bleibt: „Die Welt steht im Zeichen des Verkehrs“.

Nicht durch den Tod, sondern durch einfache Entlassung beklagen wir in diesem Jahre ferner den Verlust des Staatssecretär des Außern, Freiherrn v. Marschall, ein Opfer der schon erwähnten Tausch-Veckert-Lützowprozeße, des Ministers des Innern von Bötticher und des Kriegsministers Bronsart von Schellendorf. Abzuwarten bleibt ob Diejenigen, welche an ihre Stelle getreten sind, es ebenso verstehen werden wie sie, mit einem Reichstag zu leben, dessen Zusammensetzung in so scharfer Weise derjenigen Richtung widerspricht, welche gegenwärtig die Reaction im deutschen Reiche vertritt. Wir gehen gewiß nicht in der Annahme fehl, daß der im nächsten Jahre zu wählende Reichstag ein noch oppositionelleres Gesicht machen und der Versuch von Seiten der Reactionäre nicht fehlen wird ihre Bestrebungen und ihre Wünsche, welche im Volke keinen Boden finden, wenn nötig mit Gewalt d. h. auf dem Wege eines Konfliktes durchzusetzen.

S. M. Kaiser Wilhelm erwiderte im August dieses Jahres den Besuch, den der Zar mit seiner jungen Gemahlin im vergangenen Jahr ihm in Breslau abgestattet hatte. Gleich nach der Rückkehr von seiner Nordlandsreise, auf welcher durch einen unglücklichen Zufall er eine leichte Verletzung des Auges davontrug, die glücklicherweise von schlimmen Folgen nicht begleitet war, trat der Monarch diejenige nach Petersburg an. War dieser Besuch auch nur ein einfacher Höflichkeitsbesuch, so wird er doch auch in politischer Beziehung Folgen haben. Auf jeden Fall dürfen wir diese Fürstenreisen als ein Zeichen betrachten, daß die Beziehungen unter den betreffenden Völkern und ihren Herrschern gute geblieben sind.

In Frankreich bildete das Hauptereignis des Jahres der Besuch des Zaren und der Zarin in Paris, der vom Präsidenten im Mo-

nat August, gleich nach der Rückkehr Kaiser Wilhelms von St. Petersburg erwiedert wurde. Die Festlichkeiten, welche anlässlich des Besuches des Zaarenpaares in Paris und anderen Städten Frankreichs veranstaltet, die Begeisterung, mit welcher der hohe Freund und Gast Frankreichs empfangen wurde, spottet jeder Beschreibung. Auch hier dürfen wir sagen: es war der Friede, der dort der Welt verkündet wurde. Ein festes Freundschaftsband soll Frankreich und Rußland umschlingen um Europa den Frieden zu bewahren. Hoffen wir, daß auch der Dreibund die gleichen friedlichen Bestrebungen verfolgt, daß wir in Wahrheit einer Aera des Friedens entgegengehen und damit auch einmal die Zeit heranbreche, wo der Gedanke an eine allgemeine Abrüstung nicht mehr als eine Utopie betrachtet werden muß.

Gedenkt das französische Volk der großartigen Festlichkeiten, der übersäumenden Freuden beim Zaarenbesuch mit gerechter Genugthuung, so bildet auf der anderen Seite die schreckliche Katastrophe am 4. Mai 1897, der Brand des Wohlthätigkeitsbazzars, dem Hunderte von Menschenleben — und nicht die schlechtesten — zum Opfer fielen, zu jenen ein Contrast, der das Herz mit Behmut und Schmerz erfüllt. Der Kalenderschreiber braucht die entsetzlichen Bilder jenes Brandunglücks den Lesern nicht mehr vor Augen zu führen. Eine bildliche Darstellung mit entsprechendem Text wird die Schrecknisse dieser Catastrophe veranschaulichen. Möge der Himmel die Welt vor ähnlichen Unglücksfällen bewahren.

In Oesterreich-Ungarn macht die Sprachenverordnung, welche von der Regierung erlassen worden ist, viel von sich reden. Ganz besonders sind es die Deutschnationalen, welche sich in ihren Rechten bedroht sehen, da sie in dem Erlaß, daß in Zukunft die Beamten offiziell sich der czechischen und deutschen Sprache zu bedienen haben eine Bedrohung ihrer Nationalität erblickten. — Kaiser Franz Joseph, der trotz der vielen Parteistreitigkeiten, so auch zwischen den Liberalen und Antisemiten, sich möglichst über die Parteien zu stellen bestrebt ist, hat ebenfalls im Laufe des Jahres den Besuch des Zaarenpaares vom vergangenen

Jahre in St. Petersburg erwiedert. Auch diese Fürstenreise hat viel zur Festigung des Weltfriedens beigetragen und die langjährige Spannung, welche zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland herrschte zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten umgewandelt.

In England wurde im Laufe des Jahres das goldene Regierungsjubiläum der Königin Viktoria gefeiert. Die Festlichkeiten boten den Engländern Gelegenheit, ihren ganzen Reichtum zu entfalten und der Welt zu zeigen, zu welchem ungeheuerem Colonialreich sich Großbritannien während der 60jährigen Regierungszeit der Jubilarin entwickelt hat. Die Inseln standen dem Jubel, der ganz England erfasst hatte, ferne, wie sollten sie auch dazu kommen, mit ihren Unterdrückten und Ausbeutern gemeinsam Feste zu feiern? Seinen überseeischen Einfluß ist England fortgesetzt bestrebt zu festigen und zu vergrößern. Beweis dafür ist das weitere Vordringen John Bull's in Aegypten. Von besonderem Interesse waren die Gerichtsverhandlungen gegen die Anführer des Raubzuges in das kleine Land der Buren. Der Mitbetheiligte, Dr. Jameson wurde zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt, während der Hauptheld, Cecil Rhodes frei ausging. Ein solches Urtheil bestätigt nur die Thatfache, daß die englische Regierung dem räuberischen Ueberfall nicht ferne stand oder doch mindestens nichts that, ihn zu verhindern.

In Italien brachten die Kammerwahlen den Anhängern Crispi's eine schwere Niederlage und befestigten das Cabinet Rudinis. Mit dem König Melenik schloß es einen Friedensvertrag ab, der der Stimmung im Lande entsprach und den Abschluß seiner colonialen Gelüste bilden dürfte. Ein Freudenfest für das königliche Haus wie für das ganze italienische Volk war die Vermählung des Kronprinzen mit der reizenden Tochter des Fürsten von Montenegro.

Spanien kämpft noch immer auf Cuba. Es ist noch immer keine Aussicht vorhanden den Aufstand, der dem Lande nahezu 300 Millionen Mark und 50 000 Menschenleben gekostet hat, zu unterdrücken. Auch auf den Philippinen brach ein Aufstand aus, dessen Niederwerfung indessen gelang. Der Monat

August brachte ein abscheuliches Attentat. Der Präsident des konservativen Ministeriums, Canovas fiel unter den Kugeln eines Anarchisten, der Rache für die von der Regierung zu schweren Strafen verurtheilten früheren Bombenwerfer nehmen wollte, was ihm nur zu gut gelang. Er büßte am 20. desselben Monats bereits sein Verbrechen mit dem Tode.

Rußland war im ablaufenden Jahre das Reiseziel der Monarchen. Der Zar, der Herrscher des ungeheuren Reiches gilt als der mächtigste und einflußreichste Souverain. An Stelle des am 29. August vergangenen Jahres verstorbenen Fürsten Lobanow, trat der frühere Gesandte am dänischen Hofe, Graf Murawiew als Minister des Aeußern. Die von Letzterem befolgte Politik ist die gleiche wie die seines Vorgängers.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika haben einen neuen Präsidenten in der Person Willam Mac-Kinley's erhalten. Sieger im politischen und wirtschaftlichen Kampfe blieben die Schutzöllner, zu deren Anhänger auch der neue Präsident zählt. Der neue Zolltarif, der kurz nach dem Regierungsantritt Mac-Kinley's Gesetzeskraft erhielt, wirkt in hohem Grade schädigend auf die europäische Industrie. Aber auch diejenigen, welche denselben ins Leben riefen, spüren, was sie gewiß nicht erwarteten, die Wirkung ihrer Maßnahme am eigenen Körper. Statt sich zu erhöhen, wie sie erhofften, haben sich schon im ersten Monat nachdem der neue Tarif zur Anwendung kam, die Zolleinnahmen durch verminderten Einfuhr wesentlich vermindert.

Werfen wir jetzt zum Schlusse einen Blick nach dem Osten. Wie in früheren Jahren so war auch im vergangenen Jahre (August) die Hauptstadt des türkischen Reiches der Schauplatz grausamer Christenverfolgungen, die unter den Augen der türkischen Behörden straflos

verübt wurden. Mehr als 7000 Menschen, meist armenische Christen, wurden von den fanatisch aufgeheizten Muhamedanern hingemetzelt. Nichts geschah den Gräueln Einhalt zu thun. Die Mächte protestierten, doch was kümmerte sich der Herrscher aller Gläubigen darum. Es blieb leider bei dem einfachen Protest Europas, wenn auch in Deutschland, Frankreich und Italien die öffentliche Meinung Vergeltung und Strafe verlangte. Die Regierungen aller Staaten zeigten sich schwach und ohnmächtig. Da kam das kleine Griechenland. Auf der Insel Kreta brach ein blutiger Aufstand gegen die Türkei aus. Die Muhamedaner unterdrückten denselben mit der nur ihnen eigenen Grausamkeit. Nun erwachte in Griechenland eine nationale Bewegung zu Gunsten der bedrängten Kretenser. Die öffentliche Meinung drängte den König und dieser hatte nur die Wahl, abzudanken oder der Türkei den Krieg zu erklären. Letzteres geschah. Leider waren die Griechen ihren mächtigeren Segnern, den Türken nicht gewachsen. Unter der Anführung des Prinzen Georg und des Obersten Vassos kämpften sie muthig, aber erfolglos; Niederlage folgte auf Niederlage, so daß sie schließlich froh waren, daß am 20. Mai 1897 auf Drängen der Mächte hin ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Welche Friedensbedingungen ihnen auferlegt werden, ist zur Stunde wo wir unsere Uebersicht schließen, noch nicht bekannt. Die Verhandlungen ziehen sich seit Monaten bereits in die Länge. Auf alle Fälle werden sie sich zur Zahlung einer großen Kriegsschädigung an die Türkei, und vielleicht zum Besten der jahrelang unbefriedigten Gläubiger, einer von den verschiedenen Mächten auszuübende Finanzkontrolle verstehen müssen.

Geben wir der Hoffnung Raum, daß auch im Jahre 1898 uns der Friede erhalten bleibe, daß nun auch im kommenden Jahre der Arbeit Segen wird beschiedent sein und wir von Noth und Unglück verschont bleiben mögen.

J. J.—r.